

III. Fazit

Im Zeitraum vom Siebenjährigen Krieg bis zu den Befreiungskriegen kam es zu einer Reihe sozialer, kultureller und politischer Umbrüche, die nicht nur einen entscheidenden Einfluss auf die Kriegsführung, die Militärtaktiken und die Lebenswelt von Militärs hatten, sondern auch zu einer Veränderung der militärischen Heldenbilder führten. Während ältere Forschungsarbeiten diesen Wandel meist im (späten) 19. Jahrhundert verorten, konnte diese Untersuchung zeigen, dass der Prozess schon früher begann. Sie argumentiert, dass die im 18. Jahrhundert entwickelten Ideen diverser Strömungen der Aufklärungen wie das Bildungsideal, der Sensualismus und der Kult der Empfindsamkeit das Bild des einfachen Soldaten, der noch am Anfang dieses Jahrhunderts von der Gesellschaft und von seinen eigenen vorgesetzten Offizieren recht negativ betrachtet wurde, verbesserten. Dies legte den Grundstein für die Propagierung neuer militärischer Leitbilder wie des *soldat-citoyen* in Frankreich oder der Nationalkrieger in Preußen durch die jeweiligen Regierungen und militärischen Autoritäten im Laufe der Revolutions- und Befreiungskriege. Die *levée en masse* von 1793 in Frankreich und die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in Preußen 1813/14 machten die Notwendigkeit neuer Motivations- und Mobilisierungsstrategien für die bisher ungekannte Masse an neuen Rekruten deutlich, welche sich nicht nur in der allgemeinen Aufwertung des Soldatenstandes, sondern auch in der offiziellen Förderung der Heroisierung von Soldaten zeigte. In dieser Arbeit wurde danach gefragt, ob und wie diese in der Propaganda und der offiziellen Militärkultur verbreiteten Heldenbilder und Heroisierungsprozesse von den Mitgliedern des Militärs aufgegriffen wurden. Dafür wurden Selbstzeugnisse von Offizieren und einfachen Soldaten auf Strategien und Narrative der heroischen (Selbst-)darstellung hin untersucht. Dabei konnten mehrere Ergebnisse in Bezug auf die Darstellung von heroisch-militärischen Leitbilder in den Selbstzeugnissen festgehalten werden.

1. Wandel von heroisch-militärischen Qualitäten und dessen Folgen

Im Fokus dieser Untersuchung lag die heroische Selbstdarstellung von Militärs aller Ränge und Stände. Sie analysierte, auf welche heroischen Präfigurationen, militärischen Leitbilder und heroischen Deutungsangebote aus der Propaganda Soldaten und Offiziere zurückgriffen, um sich in ihren Selbstzeugnissen zu heroisieren. Dabei wurden mehrere Entwicklungen in Bezug auf heroische (Selbst-)Darstellungen von Militärs deutlich, welche sich nur anhand einer Untersuchung in der *longue durée* offenbaren konnten, die sowohl erste Ansätze eines Wandels des Heroisch-Militärischen seit der Mitte des 18. Jahrhunderts erfasste als auch die von den deutschen und französischen Obrigkeiten und Gesellschaften breit

anerkannte Etablierung der gewandelten Heldenbilder Ende des 19. Jahrhunderts berücksichtigte.

Entwicklung heroischer Qualitäten in der militärischen (Selbst-)Darstellung

Die heroischen Narrative, auf welche die Autoren bei ihrer Selbstdarstellung zurückgriffen, standen nicht im leeren Raum. Sie basierten zum Teil auf älteren heroischen Präfiguraten und Elementen des kulturellen Gedächtnisses, die mehrere Jahrhunderte zurückreichen konnten. Am deutlichsten wird dies bei dem semantischen Begriffsfeld, das in den Selbstzeugnissen benutzt wird, um diverse Arten von Kampfeshandlungen zu beschreiben. Die Erwähnungen von Mut, beherztem Einsatz und herausragenden kämpferischen Fähigkeiten fallen hier besonders als traditionelle heroische Qualitäten militärischer Heldenbilder auf. Sie bildeten ein essentielles Element (vormals) ritterlich-adliger Heroisierung, welches bis ins Mittelalter zurückzuführen ist. In einigen Fällen wurden in den Selbstzeugnissen sogar explizit die Begriffe heroisch, Held oder heldenhaft bzw. *héroïque* verwendet, um die eigene Kampfleistung, aber auch den Einsatz der eigenen Truppen darzustellen (Kapitel 1).

Die Untersuchung der Quellen in der *longue durée* hat gezeigt, dass sich von der Mitte des 18. bis weit ins 19. Jahrhundert hinein bei allen militärischen Rängen und egal, ob die Selbstzeugnisse unmittelbar während der Kriegsteilnahme oder erst Jahrzehnte später verfasst wurden, diese Heroisierungsstrategien der Gewaltausübung in Schlachten und Kämpfen finden lassen. Dabei bedienten sich die Autoren der Selbstzeugnisse drei unterschiedlicher narrativer Strategien, um das Kampfverhalten der Truppen und sich selbst zu heroisieren: Die Beschreibung durch heroisch-kriegerisch anmutende Attribute, die innere Haltung, welche sich in einer besonderen Standhaftigkeit angesichts des Schlachtenchaos zeigte, sowie das Überschreiten der eigenen körperlichen und geistigen Grenzen, indem die Soldaten quasi Übermenschliches leisteten. Diese (Selbst-)Darstellungen lassen sich in den meisten untersuchten Selbstzeugnissen finden, sie bilden ein Kernelement der militärischen Leitbilder vom Siebenjährigen Krieg bis zum Ende des 19. Jahrhunderts. Der Kern der Aussage, die Truppen hätten mit besonderem Eifer und Mut Übermenschliches geleistet, bleibt in allen Selbstzeugnissen unabhängig vom Entstehungszeitraum bestehen (Kapitel 1).

Diese Rückgriffe auf ältere, wohlbekannte Elemente des militärischen Heldentums lassen sich auch in Bezug auf die Betonung der heroischen Männlichkeit finden. Die narrative Anlehnung an das Idealbild des mittelalterlichen Ritters, eine heroische Präfiguration, die sich durch Mut, kämpferisches Geschick, Pflichtbewusstsein und Hilfsbereitschaft auszeichnete, wurde von den Autoren der Selbstzeugnisse bei der Darstellung ihrer Beziehungen zu Frauen verwendet. Der Topos des *Retters der Jungfrau in Nöten* war dabei ein bekanntes heroisches Motiv, das vor allem im Laufe des 19. Jahrhundert – trotz seiner eigentlich

adligen Disposition – beim Bildungsbürgertum auf rege Beliebtheit stieß, da es gleichzeitig in dieser Epoche zu einem *Revival* der mittelalterlich-ritterlichen Kulturgüter kam. Deshalb verwundert es nicht, dass gerade bildungsbürgerliche Autoren, die ihre Selbstzeugnisse im Laufe des 19. Jahrhunderts verfassten, in ihrer Selbstdarstellung auf dieses Motiv zurückgriffen (Kapitel 5).

Neben diesen traditionellen Elementen heroisch-militärischer bzw. adlig-ritterlicher Darstellungen entwickelten sich im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts neue heroische Qualitäten, welche zu zentralen Merkmalen der militärisch-heroischen Leitbilder der Untersuchungsperiode wurden. Die auffälligste hierbei war wohl Patriotismus und der damit verbundene Dienst fürs Vaterland und die Bereitschaft zum Selbstopfer. Dabei waren diese Elemente als Teil einer heroischen Darstellung an sich nicht komplett neu, denn die Idee des Blutopfers ist beispielsweise eine Präfiguration, die in der christlichen Tradition des Rittertums verankert ist. Was die Vorstellung der patriotisch-ritterlichen Selbstaufopferung jedoch vom patriotischen Opfer als Teil einer neuen heroisch-militärischen Disposition von Militärs des 18. und 19. Jahrhunderts unterscheidet, ist die explizite Bindung an das teils vage umrissene Vaterland und die Kriegsziele der Regierungen sowie die breite Öffnung dieser heroischen Qualität für Soldaten einfachen Ranges. Denn der Bedarf an neuen Motivierungsstrategien für die Massenheere der Französischen Revolution ließ die politischen und militärischen Autoritäten patriotischen Eifer zu einem essentiellen Bestandteil des Heldenbildes einfacher Soldaten deklarieren (Kapitel 3).

Ein genauer Blick in die Quellen hat dabei gezeigt, dass die Militärs diese von der Obrigkeit propagierten heroisch-militärischen Leitbilder durchaus übernahmen. Gerade die Identifikationsangebote *patrie*, Vaterland, Freiheit bzw. Befreiung, welche in pathetisch-radikaler Sprache in der Propaganda verbreitet wurden, fanden Eingang in die heroische Selbstdarstellung der Militärs. Im Unterschied zu den Soldaten des Siebenjährigen Krieges, denen Patriotismus zwar ebenfalls nicht fremd war, die diesen jedoch vor allem auf deutscher Seite in den Selbstzeugnissen eher auf den Monarchen, sprich den *roi connétable* Friedrich den Großen, bezogen, gipfelten die Vorstellung des vom Patriotismus und den Idealen der Revolution motivierten Soldaten Ende des 18. Jahrhunderts jedoch in einem eigenen neuen soldatischen Heldenbild, nämlich dem des Bürgersoldaten, des *soldat-citoyen*, der zugleich als Bürger seine Heimat verteidigte und es als seine moralische Pflicht ansah, die unterdrückten Bevölkerungen Europas zu befreien. Aufgrund der Zugänglichkeit dieser neuen heroisch-militärischen Qualitäten Patriotismus und Vaterlandsliebe wurden sie von den Militärs in ihren Selbstzeugnissen breit rezipiert (Kapitel 3).

Dabei blieb die (Selbst-)Darstellung anhand dieser neuen heroischen Merkmale nicht auf Frankreich beschränkt. Während der Befreiungskriege fand sie auch großzügig Eingang in die Selbstzeugnisse der deutschen Militärs, insbesondere der Mitglieder der Freiwilligenregimenter. Genau wie in Frankreich hatte nämlich die

preußische patriotische Propaganda die Idee des patriotischen Bürgersoldaten und seiner Verteidigung des Vaterlandes als staatsbürgerlich-militärische Pflicht nicht nur aufgegriffen, sondern auch mit großem Einsatz verbreitet. Denn die Militärreformen seit 1806, aber vor allem die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht am Beginn der Befreiungskriege 1813 hatten im bellizistischen Diskurs zu einer Verbindung zwischen Patriotismus, auf politischer Partizipation beruhender Identifikation der Bürger mit dem monarchischen Staat und militärischem Pflichtgefühl geführt. Der Militäreinsatz wurde so gleichsam zu einem Ausdruck der Staatsbürgerschaft, was die patriotische Haltung und das Pflichtgefühl zu Grundelementen des zeitgenössischen heroisch-soldatischen Leitbildes machte und in dieser Form in den Armeen des *Ancien Régime* nicht vorgekommen war. In Selbstzeugnissen spiegelte sich die Wiedergabe dieser so bisher nicht betonten Heldenqualitäten in der Übernahme der pathetischen Sprache und Topoi der Propaganda wider. Vor allem aber die Abgrenzung zu den Gegnern sowie zu Kameraden mit einer weniger patriotischen Gesinnung erlaubte die heroische Selbstdarstellung in den Egodokumenten. Indem in den Selbstzeugnissen mit narrativen Strategien zudem die patriotische Disposition mit anderen heroischen Merkmalen wie Mut, Standhaftigkeit und übermenschlichem Einsatz im Kampf verbunden wurde, bildete sich das patriotische Pflichtgefühl zu einem grundlegenden Merkmal der heroisch-militärischen Leitbilder heraus (Kapitel 3).

Dabei zeigten sich diese neuen heroisch-militärischen Qualitäten in der (Selbst-)Darstellung am deutlichsten in der Hervorhebung von Verletzungen und dem militärischen Tod. Denn der in der Französischen Revolution propagierte und in den Befreiungskriegen in etwas abgeschwächterer Form geforderte Wille, bis zum Äußersten, ja bis zum Tode für die Verteidigung und die Erhaltung des Vaterlandes und die von der Regierung vertretenen Werte zu kämpfen, führte auch zu einem Wandel hinsichtlich der Darstellung von Kriegsverletzungen und Tod. In den Selbstzeugnissen der Militärs wurde beides nicht nur häufiger erwähnt, sondern nun auch ausführlicher und detailreicher beschrieben, denn Verwundungen galten nicht nur als Ausdruck der patriotischen Gesinnung, da sie als direktes Opfer, das ein Soldat fürs Vaterland erbracht hatte, offensichtlich wurden, sondern sie repräsentierten die eigene Standhaftigkeit und die Kraft, die gebraucht wurde, um die damit verbundene Angst und den Schmerz zu überwinden. Diese Transgressionsleistung ließ Soldaten über die Grenzen ihres Geistes und ihres Körpers hinauswachsen und wurde so ein Beleg für die Willenskraft der Soldaten und damit auch für ihre heroischen Taten (Kapitel 3).

Es muss jedoch betont werden, dass die offene Bereitschaft der Militärs des späten 18. und vor allem des 19. Jahrhunderts – und das hat die Untersuchung in der *longue durée* deutlich gemacht –, Tod und Verwundung in großer Detailfülle in den Selbstzeugnissen wiederzugeben, nicht ausschließlich auf die Überhöhung des Patriotismus und des Selbstopfers als essentielle heroische Qualitäten zurückzuführen ist. Tatsächlich hatten der Kult der Empfindsamkeit und die phi-

losophisch-medizinische Strömung des Sensualismus Mitte des 18. Jahrhunderts dazu geführt, dass Militärs sich intensiver als zuvor ihren körperlichen Verletzungen in den Selbstzeugnissen widmeten, da körperliche Empfindungen nun mehr als Zugang zu neuem Wissen und zur Vervollkommnung der menschlichen Erfahrungen aufgefasst wurden. Die Aufmerksamkeit, die gerade höherrangige Militärs im Siebenjährigen Krieg vor dem Hintergrund dieser philosophischen Überlegungen ihren Verwundungen und körperlichen Leiden widmeten, mag sich zwar von der Funktion der Darstellung von Tod und Verletzung als Zeichen der patriotischen Gesinnung während der Französischen Revolution oder der Befreiungskriege unterscheiden, doch bereitet sie quasi das Feld für einen fokussierten Umgang mit der eigenen körperlichen Versehrtheit in militärischen Selbstzeugnissen in diesen Kriegen (Kapitel 3).

Die Darstellung des geleisteten (körperlichen) Opfers erlaubte es den Soldaten und Offizieren, in den Selbstzeugnissen auf ein weiteres Konzept des Heldentums zurückzugreifen: das patriotisch-militärische Martyrium. Diese (Selbst-) Heroisierung kam in den Memoiren und Tagebüchern vor allem dann zum Tragen, wenn die Militärs einen Feldzug mitmachten, der wenig Möglichkeiten zur Distinktion im Kampf oder gar einfach nur zur Beteiligung an einer Schlacht bot. Der katastrophale Russlandfeldzug von 1812 bildet hierbei das prominenteste Beispiel. Berichte, Tagebücher und Memoiren über diesen Feldzug enthalten mehr als alle anderen militärischen Selbstzeugnisse des Untersuchungszeitraumes Elemente des heroischen Märtyrernarrativs, da sowohl das Ausmaß und die Qualität des Leidens als auch der Mangel an Schlachten die Betonung des Selbstopfers als überzeugendste, wenn nicht sogar einzige Strategie der Selbstheroisierung in den Vordergrund rückten. Denn die bisher so noch nie dagewesenen Zustände und Kriegserfahrungen erforderten zusätzliche Strategien der Sinnstiftung, die die einfache patriotische Pflichterfüllung offenbar nicht liefern konnte (Kapitel 3).

Die Idee des säkularen Märtyrers, sprich einer Person, die bereit ist, für ihre politischen Ideen den Tod in Kauf zu nehmen, und deren Heroisierung in der Darstellung ihrer Bereitschaft zum Selbstopfer, ihrer Standhaftigkeit im Angesicht des Todes sowie ihrer Leidensgeschichte erfolgt, ist schon aus vorherigen Jahrhunderten bekannt. Doch die Französische Revolution scheint in Bezug auf die Heroisierung des militärischen Martyriums einen ausschlaggebenden Einschnitt zu repräsentieren, denn die Entchristianisierung und der anschließende „transfert de sacralité“ erlaubten die Entwicklung einer Zivilreligion, in welcher die sakrale, religiöse Symbolik auf politische Inhalte übertragen wurde. Die Entstehung des revolutionären Märtyrerkultes war dabei nur ein Beispiel der Übernahme religiöser Elemente im ideologischen Verehrungswesen und verankerte die Vorstellung des patriotischen Selbstopfers des *soldat-citoyen* für das Vaterland durch religiöse Konnotationen im militärischen Heroisierungsprozess (Kapitel 3).

Auf deutscher Seite begann diese Entwicklung erst mit den Befreiungskriegen, wobei hier gerade der religiöse Bezug noch stark erhalten blieb. Die Heroisierung

der preußischen Männer zu wehrhaften Bürgern enthielt auch ein christliches Element, das den Kampf und das Opfer der Bürgersoldaten für das Vaterland im Namen Gottes in eine heilsgeschichtliche Kriegsdeutung einfasste. Dabei rückte, wie auch bei den Vorstellungen der Französischen Revolution, hier ebenfalls das Bild des militärischen Märtyrers, der bereitwillig sein Leben und seine Gesundheit für das Vaterland und die daran geknüpften politischen Werte opferte und auch entsprechendes Leiden in Kauf nahm, in den Vordergrund. Dies unterschied die heroische Darstellung von der militärischen Heroisierung von Soldaten im Siebenjährigen Krieg, in welchem zwar der direkte religiöse Bezug noch eine prominente Rolle gespielt hatte, doch das Leiden und der Tod auf dem Schlachtfeld nicht als direktes Martyrium oder Selbstopfer wahrgenommen wurden, sondern eher einfach als Gottes Plan interpretiert wurden (Kapitel 3).

Ein weiteres neues Element der heroischen (Selbst-)Darstellung, welche in der Epoche von 1750 bis zum Ende des 19. Jahrhundert zum Vorschein kommt, betrifft den Bereich der Emotionen. Nicht zuletzt die neue Vorrangstellung des Patriotismus hat zu dieser Entwicklung beigetragen. Wie die Untersuchung zeigen konnte, konnten selbst Emotionen, die auf den ersten Blick einige Jahrhunderte zuvor noch wenig militärisch oder gar heroisch anmuteten, nunmehr in ihrer Darstellung durchaus als narrative Strategie zur Selbstheroisierung fungieren. Dies war beispielsweise der Fall für Heimweh, das Vermissen von Familienangehörigen und das Ersehnen des Friedens. Solche emotionalen Äußerungen ließen eigentlich eine kriegerische Disposition vermissen, doch gerade die Freude, nach der Rückkehr aus dem Feindesland wieder den heimatlichen Boden zu betreten, konnte als patriotische Liebe zum Vaterland gedeutet werden. Zudem verweist es auf die im Krieg erlittenen Strapazen und damit auf die Opfer, die der Autor für das Vaterland erbracht hat, wodurch wiederum an das heroische Opfernarrativ angeknüpft wird. Des Weiteren erinnert die Darstellung solcher Emotionen – die Dankbarkeit, wieder zu Hause zu sein und die Freude beim Wiedersehen mit der Familie und den Angehörigen bei der Rückkehr aus dem Krieg – an andere heroische Präfiguren und Narrative der Epoche wie beispielsweise die Figur des leidenden Reisenden und die Entdecker aus den Reiseberichten des 18. und 19. Jahrhunderts, welche ihr Leben für ein höheres Ziel riskieren und dafür Abenteuer bestehen und Beschwerden auf sich nehmen. Ein anderes, ähnlich heroisches Narrativ, an welches durch die emotionalen Praktiken in Selbstzeugnissen angeknüpft wird, ist die Heldenreise, wie sie schon aus antiken Epen überliefert ist (Kapitel 6).

Der Versuch einer Heroisierung mittels emotionaler Stile kommt in den Selbstzeugnissen aber auch vor allem bei Tränen angesichts von Ergriffenheit zum Ausdruck. In Verbindung mit patriotischem Eifer wurden diese sogar verlangt. Denn patriotische Tränen der Ergriffenheit konnten als Ausdruck von Loyalität zum Regime oder zum Herrscher sowie als Leidenschaft für die Ideale der Regierung und den dafür geführten Kriegseinsatz gedeutet werden. Dies wurde insbesondere dann deutlich, wenn die Darstellung von Tränen einem immanen-

ten Treuebekenntnis zur Obrigkeit oder einer entsprechenden hochmotivierten Aktion auf dem Schlachtfeld vorrausging bzw. sie begleitete – eine narrative Strategie, welche die Autoren der militärischen Selbstzeugnisse genau so anwandten. Solche Beschreibungen erlaubten eine direkte Verbindung zwischen den Emotionen der Militärs und ihrer heroischen Gesinnung, die über den Auslöser des Gefühls und die ihm folgende Handlung hergestellt wird (Kapitel 6).

Dabei eigneten sich Tränen noch aus einem weiteren Grund besonders gut für die heroische Selbstdarstellung: Sie galten als Ausdruck einer überlegeneren moralischen Disposition und als Maßstab für die Emotionalität einer Person. Diese Vorstellung, welche sich im 18. Jahrhundert, dem „weeping century“, herausgebildet hatte, spielte für das Heldentum insofern eine Rolle, da Tränen als Beleg für die Moral einer Person nicht nur einen Verweis auf deren Tugenden darstellten, sondern auch für die appellative Kraft und die Vorbildfunktion des Helden eine wichtige Rolle einnahmen. Eine moralisch einwandfreie Disposition bildete quasi eine Basisvoraussetzung für eine heroische Figur. Dementsprechend finden sich relativ viele Beispiele von Tränen in den Selbstzeugnissen, wobei gerade im militärischen Kontext durchaus zwischen willkommenen und weniger willkommenen Tränen unterschieden werden kann. Weinen angesichts des Todes eines Kameraden galt als völlig legitim, während Tränen angesichts von Verzweiflung und Beschwernis weniger gern gesehen wurden. Sie riskierten, die Moral der Truppen zu untergraben und konnten als Zeichen der Schwäche gedeutet werden. Dass die Autoren der Selbstzeugnisse sie dennoch so ausführlich erwähnten, mag zum einen dadurch zu erklären sein, dass selbst im 19. Jahrhundert die Kultur der Empfindsamkeit und zivile Normen noch einen stärkeren Einfluss auf sie ausübten als das militärische *emotional regime* des *emotional management*. Zudem konnten Tränen von den Autoren als Stilmittel verwendet werden, um das Narrativ des heroischen Opfers plastischer, greifbarer und nachdrücklicher darzustellen. Insgesamt fällt also auf, dass die Vermischung von emotionalen Stilen und Praktiken nicht nur über verschiedene *emotional communities*, sondern auch über zeitliche Entwicklungen hinweg stattfand. Bis weit ins 19. Jahrhundert hinein wirkte bei der heroischen Darstellung offenbar der Rückgriff und der Einfluss von emotionalen Stilen des 18. Jahrhunderts, wie eben dem Kult der Empfindsamkeit, und prägte die Zeitgenossen auch noch Jahrzehnte später – selbst, wenn sie aktuellen *emotional regimes* entgegenstanden. Gerade im 19. Jahrhundert wurde Emotionalität infolge der Polarisierung und des Genderings von Emotionen nämlich vornehmlich dem weiblichen Geschlecht zugewiesen. Zugleich aber hatte sich die Idee des „ganzen Mannes“ herauskristallisiert, der zwar Emotionen besitze, sie aber in den entsprechenden Kontexten zu beherrschen wisse. Diese verschiedenen Entwicklungsstränge führten in den Selbstzeugnissen zur Darstellung eines sanften Patriotismus, der durch Tränen zum Ausdruck kommt und durchaus als legitimes Element der heroisch-militärischen Darstellung gesehen wurde (Kapitel 6).

Die Entstehung neuer bzw. die Übernahme traditioneller Qualitäten militärischen Heldentums verweist auf eine entscheidende Entwicklung militärischer Heroisierungsprozesse: die Demokratisierung des Heroischen. Die militärische Heroisierung, welche vor der Mitte des 18. Jahrhunderts nur adligen Offizieren vorbehalten gewesen war, öffnete sich ab dem Siebenjährigen Krieg (vielleicht sogar schon seit Fontenoy 1745) auch für einfache Soldaten der unteren Ränge. Hier war es vor allem das Übertragen traditionell adlig-heroischer Merkmale wie kriegerischem Habitus, Mut oder ungewöhnlichen kämpferischen Fähigkeiten auf die gesamte Armee, was die Demokratisierung des Heroischen beförderte. Dies kommt in den heroischen Beschreibungen der Truppeneinsätze und Einzelkämpfe ihrer Soldaten durch Offiziere, aber auch in den Selbstdarstellungen der einfachen Militärs in ihren Selbstzeugnissen als „brav“, „mutig“ oder besonders standhaft und ihrer Leistungen als über die militärischen Anforderungen hinausgehend deutlich zum Ausdruck (Kapitel 1). Während dies insbesondere durch das in der Französischen Revolution entwickelte Leitbild des Bürgersoldaten vorangetrieben wurde, stellten Entwicklungen, die während des Siebenjährigen Krieges begannen, eine entscheidende Grundlage für diesen Wandel dar. Das Bildungsideal und der Kult der Empfindsamkeit des 18. Jahrhunderts halfen das Ansehen und den Status der einfachen Soldaten zu heben, was nicht nur ihre Kriegserinnerungen in ein neues, wertschätzendes Licht rückte, sondern auch ihre Leistungen auf dem Schlachtfeld heroisch darstellbar machte. Auch die Bindung der Soldaten auf preußischer Seite an den *roi connétable* Friedrich den Großen, dessen Heldentum auf seine Truppen übertragen wurde, sowie eine schon im 18. Jahrhundert durchaus vorhandene Regimentsehre zeigen, dass die Heroisierung von einfachen Soldaten sowohl durch die Obrigkeit als auch durch sie selbst in ihren Selbstzeugnissen erfolgte (Kapitel 4).

Der Fokus auf Patriotismus, Pflichtgefühl und Opfer für das Vaterland, welcher auch zuweilen ein Märtyrernarrativ mit sich bringen konnte, schuf während der Französischen Revolution dann neue heroische Qualitäten, die für alle militärischen Ränge offen zugänglich wurden. Dabei kam vor allem der Darstellung von Verletzungen und Verwundungen als offensichtlichen Belegen der Kriegsteilnahme und des erbrachten patriotischen Opfers für das Vaterland und die Kriegsziele in der Demokratisierung des Heroischen eine entscheidende Rolle zu. Denn die Universalität von Kriegsverletzungen erlaubte die Formierung eines heroischen Merkmals, das die innere patriotisch-heroische Haltung mit äußeren Charakteristika verband und sich nicht auf bestimmte militärische Ränge oder soziale Stände beschränkte (Kapitel 3).

Ähnlich wie bei den Kriegsverletzungen stellte auch der Tod auf dem Schlachtfeld ein heroisch-patriotisches Merkmal dar, das allen Soldaten offenstand. Als eine Art ultimative Gleichstellung konnte jeder Militär das Ideal des Heldentodes

anstreben und ohne Einschränkungen erreichen. Dies wurde auch so in der Propaganda, wie beispielsweise in der von der Regierung herausgegeben Zeitschrift *Recueil des Actions Heroïques et Civiques des Républicains Français*, vermittelt. Dabei legte der *Recueil* seinen Fokus explizit auf die Mitglieder der unteren militärischen Ränge und nicht auf die Generäle und höheren Offiziere. Ein Vergleich mit den Selbstzeugnissen hat gezeigt, dass, obwohl natürlich nicht alle Soldaten aufgrund von patriotischen Überzeugungen in den Krieg gezogen sind und viele selbst am Anfang motivierte *volontaires* durch die Realität des Krieges ernüchert wurden, doch auch nicht wenige Militärs die Narrative und die sprachliche Darstellung der *Recueil* übernahmen, um ihren Kampfeinsatz und den ihrer Kameraden zu heroisieren (Kapitel 3).

Auch der Rückgriff auf das heroische Konzept des säkularen Martyriums beförderte die voranschreitende Demokratisierung des Heroischen. Die sinn- und troststiftende Funktion ermöglichte eine Heroisierungsstrategie, die aus einer Unterlegenheitsposition heraus erfolgte und eine Niederlage zum Heldentum umdeutete. Das wies gerade für die einfachen Soldaten den Vorteil auf, dass sie sich nicht auf den Ausgang der Schlacht oder des gesamten Kriegsverlaufes konzentrierte, anhand derer sich die Feldherren heroisieren konnten, sondern den Blick auf das individuelle Leid und Schicksal einer einzelnen Figur lenkte. Das Martyrium stellte quasi eine Form von Heldenmut auf kleinster Ebene dar, der unabhängig vom militärischen Rang erfolgen konnte.

Zudem erlaubte das Martyrium es den einfachen Soldaten, welche den Russlandfeldzug überlebt hatten und ihre Selbstzeugnisse aus der Retrospektive verfassten, ihren Heroisierungsprozess selbst anzustoßen und damit die Öffnung der heroischen (Selbst-)Darstellung selbst mitzuprägen. Denn obwohl diesen Narrativen hier das entscheidende Merkmal des Martyriums fehlte – nämlich der eigene Tod –, ermöglichte es die Fokussierung der heroischen Deutungsmuster auf die Leidensgeschichte als zentralen Baustein des Märtyrernarratives, dieses als überzeugende Strategie der (Selbst-)Heroisierung zu verkaufen. Ausschlaggebend war hierfür das heroische Merkmal des Kampfes gegen Antagonisten, denen alle Militärs unabhängig von ihrem Rang und ihrer Funktion und Aufgabe im Regiment im Russlandfeldzug gegenüberstehen mussten: die widrigen Umstände, das Leiden und dadurch die eigene Schwäche. Es galt trotz der unausprechlichen Erfahrungen seine Standhaftigkeit, seine politischen Überzeugungen sowie vor allem seine patriotische Treue und sein militärisches Pflichtgefühl zu wahren, während der Körper und der Geist den entsetzlichen Qualen ausgesetzt waren. Und an diesem Kampf auf kleinst-möglicher Ebene, nämlich im Individuum selbst, konnten, ja mussten alle Militärs teilnehmen, so dass zugleich so auch für alle die entsprechenden Möglichkeiten der Heroisierung gegeben waren (Kapitel 3).

Die Demokratisierung des Heroischen, deren Grundsteine im Siebenjährigen Krieg gelegt wurden und die während der Französischen Revolution zügig an

Schwung gewann, wurde unter der napoleonischen Militärkultur gefestigt. Dies spiegelte sich in den Selbstzeugnissen der Militärs wider, welche, unabhängig von ihrem Rang, oft von den symbolischen Ausdrücken der französisch-napoleonischen Nationalehre wie beispielsweise der *Légion d'honneur* oder den Fahnenadlern berichten und ihre heroische (Selbst-)Darstellung explizit an diesen Zeichen festmachen. Dieses Konzept der Nationalehre hatte Napoleon geschaffen, indem er sich verstärkt auf die Vorstellungen militärischer Ehre gestützt und dieses adlige Konzept und die daran angeknüpften kriegerischen Qualitäten der *noblesse d'épée* des *Ancien Régime* mit den zivilen Tugenden der Französischen Revolution verbunden hatte. Das napoleonische Ehrkonzept kombinierte individuelle militärische Ehre, Ruhm und Patriotismus miteinander und inspirierte als Nationalehre die französischen Soldaten dazu, für Frankreich und das napoleonische Regime zu kämpfen. Somit entstand ein heroisch-militärisches Leitbild, das sich am Französischsein der Soldaten festmachte und abermals, wenn auch indirekt, ihren Patriotismus ansprach und sich so klar an alle militärischen Ränge richtete (Kapitel 4).

Diese Komponente des Nationalen blieb dagegen auf deutscher Seite auf die preußisch-patriotische Propaganda beschränkt. Während die Übernahme der heroischen Qualitäten des Patriotismus, des Pflichtgefühls und des Selbstopfers durchaus in den Befreiungskriegen breit von den Militärs rezipiert wurde und damit auch hier aktiv zur Demokratisierung des militärischen Heldentums beitrug, blieb die Ausrichtung dieses Patriotismus jedoch in den Selbstzeugnissen auf die jeweilige regionale Heimat (und zuweilen auch deren Monarchen) ausgerichtet. Gerade dies verstärkte in den deutschen Territorien jedoch die Öffnung der Heroisierungsstrategien, da für Soldaten niedriger Ränge und dementsprechend oftmals geringerem Bildungsstand das identitätsstiftende Moment eines groß- oder auch kleindeutschen Nationalkonzeptes schwer nachvollziehbar und die damit verbundenen Möglichkeiten der heroischen (Selbst-)Darstellung schlecht greifbar sein konnten. Dagegen ermöglichte das Konzept des Vaterlandes, das sich auf die ihnen vertrauten und bekannten regionalen Grenzen, Obrigkeiten und kulturellen Kontexte bezog, einen leichteren Zugang und eine schnellere Identifikation, was sich wiederum in den entsprechenden narrativen Strategien der Selbstheroisierung in den Selbstzeugnissen widerspiegelt (Kapitel 3).

Ähnlich wie mit der Wirkung des patriotischen Ehrkonzepts auf den Prozess der Demokratisierung des Heroischen verhielt es sich unter der napoleonischen Militärkultur auch mit den Vorstellungen von Männlichkeit als Teil des heroisch-kriegerischen Leitbildes. Die Analyse konnte zeigen, dass die kriegerische Maskulinität als Qualität des Heroischen von vielen Militärs in ihren Selbstzeugnissen rezipiert wurde, was nicht nur die Wirksamkeit der in der Propaganda verbreiteten Leitbilder heroischer Männlichkeit suggeriert, sondern auch die Offenheit und die leichte Zugänglichkeit dieses heroischen Merkmals für alle militärischen Ränge. Dabei hatten vor allem die Vorstellung des wehrhaften Bür-

gers, der seine Frau, seine Familie und sein Heim vor Schaden beschützt sowie die in der napoleonischen Propaganda verbreitete Idee des extrem virilen und begehrenswerten Soldaten, dessen sexueller Erfolg bei den Frauen sich explizit an seinem Kriegerstand und seinem Französischsein festmachte, einen entscheidenden Einfluss auf die Öffnung des heroisch-militärischen Männlichkeitsideals. Allerdings wurde in der Untersuchung auch deutlich, dass die aggressive Heterosexualität dieses französischen Kriegerbildes auch negative Konnotationen wie beispielsweise das Bild des Soldaten als verrohtem Vergewaltiger erzeugen konnten, weshalb die Autoren der Selbstzeugnisse zwar ihre attraktive Männlichkeit und ihre Beziehungen zu Frauen als heroische Qualität hervorhoben, dabei jedoch auf andere narrative Strategien zurückgriffen als die, die in der Propaganda so weite Verbreitung fanden. Für die allgemeine Demokratisierung des Heroischen bzw. der heroischen (Selbst-)Darstellung spielten die Öffnung der Maskulinitätsvorstellungen und ihre Zugänglichkeit für alle Ränge des Militärs jedoch eine ausschlaggebende Rolle (Kapitel 5).

Top-down-, Bottom-up- und Aushandlungsprozesse

Die in Bezug auf die heroischen Qualitäten der Männlichkeit gemachte Feststellung, dass Militärs nicht einfach die heroisch-militärischen Leitbilder und die Heroisierungsstrategien der Propaganda und der Autoritäten übernahmen, zeigt, dass es zuweilen eine Diskrepanz zwischen den soldatischen Erfahrungen und Vorstellungen und der öffentlichen und offiziellen Wahrnehmung gab. Die Zuschreibungen des Heroischen befanden sich demnach in einem Aushandlungsprozess. Wer als militärischer Held gefeiert wurde, war nicht einfach und eindeutig festgesetzt, sondern musste erst diskutiert und entschieden werden. Die heroische Selbstdarstellung der Militärs in ihren Selbstzeugnissen bildete eine Möglichkeit für Soldaten, ihre eigene Sicht und vor allem auch ihre Heroisierungsansprüche mitzuteilen und durchzusetzen. Dabei griffen sie an manchen Stellen auf die in der Propaganda verbreiteten heroischen Darstellungen, Topoi, Sprache und Symboliken zurück, was erklärt, wie diese Bilder zu Leitmotiven der Erinnerungskultur werden konnten: Die Heroisierungsprozesse von militärischen Figuren waren kein alleiniger *Top-down*-Prozess, sondern wurden zu Teilen auch von den Soldaten mitgetragen, was nicht zuletzt ein entscheidender Faktor für die Demokratisierung des Heroischen im militärischen Bereich war.

Doch entwickelten die Militärs auch ihre eigenen narrativen Strukturen, anhand derer sie durch Prozesse der Grenzziehung am Ende als Helden in Erscheinung traten. So zum Beispiel in den Fällen, in denen die heroisch-militärischen Leistungen der eigenen Truppen oder des Regimentes von der Öffentlichkeit nicht anerkannt wurden und sich die Autoren nicht nur gegen die in ihren Augen falschen Anschuldigungen und Deheroisierungen wehrten, sondern auch die Leistungen des Regimentes hervorhoben, positiv beschrieben und durch ent-

sprechende Rückgriffe auf heroische Qualitäten, Semantiken und *boundary work* heroisch konnotierten (Kapitel 1, 2 und 4).

Ein zentrales Element heroisch-militärischer (Selbst-)Darstellung, bei dem diese Aushandlungsprozesse besonders zum Tragen kamen, bildete, wie bereits angerissen, die heroische Männlichkeit. Gerade hier unterscheiden sich die narrativen Strategien der heroischen (Selbst-)Darstellung in den Selbstzeugnissen von den in der Propaganda verbreiteten Bildern und Topoi. So wurden beispielsweise in Kriegsliedern Szenen trauriger Abschiede dargestellt, in welchen der Mann sich von seiner Frau, seiner Mutter und seiner Familie trennt, um in den Krieg zu ziehen. Während die Frauen hier in Tränen aufgelöst und voller Sorge und Angst dargestellt werden, ist der Mann frohen Mutes und bereit, seine Pflicht zu erfüllen. Diese Gegenüberstellung definiert in der Propaganda nicht nur klar die genderspezifischen Charaktereigenschaften, sondern evoziert auch die heroische Qualität des Kampfes gegen einen Antagonisten. Denn die Tränen und Emotionen der Frauen werden als erste Hürde präsentiert, die der Mann zu nehmen hat, bevor er in den Krieg zieht. Mehr noch, er muss gegen seine eigene Schwäche und die eigenen Gefühle ankämpfen, die ihn angesichts der Verzweigung seiner weiblichen Angehörigen in Versuchung führen könnten, doch zurückzubleiben (Kapitel 5).

Obwohl solche Szenen in den Selbstzeugnissen ebenfalls oft zu finden sind, gibt es jedoch auch Differenzen, die die Darstellung von den Bildern der Propaganda unterscheiden. Die Frauen sind in den Selbstzeugnissen nicht die einzigen, die durch Tränen Traurigkeit ausdrücken, sondern es gibt auch männliche Angehörige, die dem Abschied ihrer Söhne und Brüder wehmütig gegenüberstehen. Vor allem aber berichten die Militärs von ihrer eigenen Traurigkeit in diesen Szenen und zeigen sie auch offen. Die emotionale Zuordnung nach Geschlechtern war in der Realität also bei weitem nicht so eindeutig, wie die Propaganda es darstellte, insbesondere auch, weil die geschlechterspezifische Trennung (Frauen – Heim / Männer – Krieg) in der Kriegsrealität so ebenfalls nicht gegeben war. Für die (Selbst-)Heroisierung bedeutete dies, dass die heroische Qualität der kriegerischen Männlichkeit sich in den Selbstzeugnissen anders ausdrückte. Hier wurde nicht nur der Kampf gegen die Tränen der Frauen, sondern auch die eigene emotionale Disposition – und zwar nicht nur das Mitleid mit den weiblichen Angehörigen, sondern die eigene Traurigkeit – als zu überwindendes Hindernis gesehen. Damit war die männlich-kriegerische Haltung als Element des militärischen Heldentums in den Selbstzeugnissen der Militärs eine andere, als die, die in offiziellen Darstellungen zum Tragen kam. Sie wurde in den Selbstzeugnissen stärker an der Emotionalität der Militärs selbst festgemacht und offenbarte eine Heroisierungsstrategie, die (männliche) Gefühle in den Vordergrund rückte. Die Heroisierung von Militärs war damit also keine allein durch die Obrigkeit vermittelte Überformung der Kriegsrealität, die nur auf Mobilisierungs- und Motivationszwecke ausgerichtet war. Es handelte sich eher um Prozesse, die durchaus auch von den Soldaten selbst angestoßen und vollzogen wurden, die so aktiv an

ihrer Selbstheroisierung, der Formierung von heroischen Leitbildern und der Teilhabe an der Erinnerungskultur mitwirkten (Kapitel 5 und 6).

Genau diese Beobachtungen lassen sich auch in Bezug auf die Emotion Angst machen. Als eigentliche Antithese zur heroisch-militärischen Qualität des Mutes und Problem für die militärische Disziplin, Ordnung und Truppenformation auf dem Schlachtfeld wurde sie in den offiziellen Diskursen als für das militärische Heldentum höchst problematisch angesehen. Ein genauer Blick auf die Selbstzeugnisse hat jedoch gezeigt, dass der Umgang mit Angst und insbesondere die Darstellung des Gefühls sich ambivalenter gestalteten und somit auch die narrativen Strategien der (Selbst-)Heroisierung beeinflussten. Hier waren es vor allem Aushandlungsprozesse zwischen verschiedenen *emotional regimes*, von denen die Offiziere und Soldaten beeinflusst waren, und zwischen diversen *emotional communities* militärischer und ziviler Natur, von denen die Militärs Teil waren, als deren Ergebnis bestimmte Formen der heroischen (Selbst-)Darstellung in den Selbstzeugnissen hervortraten.

So wurde das Zeigen von Angst im militärischen Kontext meist durch soziale Ächtung und Spott verpönt, doch zeigen Berichte in den Selbstzeugnissen über die eigene Angst, dass das Gefühl den Soldaten nicht fremd war. Im Gegenteil, im 18. Jahrhundert war es als Tatsache anerkannt, dass Angst vor und während des Kampfes durchaus die Regel war. Während jedoch im militärischen Alltag weniger darüber gesprochen wurde, wurde Angst durchaus in Selbstzeugnissen erwähnt. Für die heroische (Selbst-)Darstellung bedeutete dies, dass nicht so sehr das Nicht-Empfinden von Angst als heroisch-emotionale Disposition angesehen wurde, sondern vielmehr die Überwindung eben dieses Gefühls, welches jedem Soldaten bekannt war, aber für den erfolgreichen Ausgang der Schlacht ein Hindernis darstellte. Damit bestimmten die Autoren der Selbstzeugnisse den Ausdruck von Emotionen als Teil der heroisch-militärischen Leitbilder mit, selbst wenn der Umgang mit einem bestimmten Gefühl und dessen Darstellung nicht eins zu eins mit den postulierten militärischen Wert- und Normvorstellungen der Autoritäten übereinstimmten (Kapitel 6).

Dies wurde vor allem während der Französischen Revolution deutlich, als das strenge *emotional regime* der revolutionären Regierung nicht nur das Empfinden von Angst, sondern auch deren Darstellung vollständig ablehnte. Als unvereinbar mit dem zweifelsfreien, patriotischen Eifer, der kompromisslosen Bereitschaft zum Selbstopfer und der bereitwilligen Inkaufnahme von Tod und Verstümmelung aufgefasst, wurde Angst zunehmend als problematisch konnotiert. Als explizit negativ konnotierte und den feindlichen Gegnern zugeschriebene Emotion führte sie bei Soldaten zu dem von William Reddy beschriebenen *goal conflict* – nicht zuletzt, weil die Militärs von älteren und der Revolution entgegengesetzten emotionalen Stilen wie dem Kult der Empfindsamkeit geprägt waren. In den Selbstzeugnissen zeichnete sich deshalb eine ambivalente Haltung gegenüber dem Gefühl ab: Während ein Teil der Militärs die in der Propaganda

präsentierten heroischen Bilder der bedingungslosen Furchtlosigkeit des revolutionären Soldaten übernahmen, äußerte ein anderer Teil sich differenzierter über empfundene Emotionen. In diesen Selbstzeugnissen kommt vor allem ein Klima der Unsicherheit zum Vorschein, welches durch die rigiden und eigentlich unrealistischen emotionalen Vorgaben der revolutionären Regierung ausgelöst wurde. Vor allem zeigt dies, dass die heroisch-militärischen Qualitäten und Eigenschaften, welche von den Obrigkeiten vorgegeben wurden, von den Militärs nicht einfach übernommen, sondern auch in Frage gestellt und sogar konterkariert wurden (Kapitel 6).

2. Aushandlungsprozesse und Ausdifferenzierung von Heldenbildern

Wie bereits unter Punkt 1 anklang, unterlagen militärische Helden keinen eindeutigen, rigiden und universal akzeptierten Deutungsmustern, sondern befanden sich in einem stetigen Wandel, der von sozialen, kulturellen und politischen Entwicklungen bestimmt wurde. Dabei übten diverse Prozesse der Aushandlung, aber auch der (Um-)Deutung einen direkten Einfluss auf die Gestaltung und Rezeption der Heldenbilder in den militärischen Selbstzeugnissen aus.

Prozesse der Abgrenzung und Übernahme von Heldenbildern

Die Demokratisierung des Heroischen öffnete zwar die militärischen Heldenbilder, die vorher nur dem Adel vorbehalten gewesen waren, für einfache Soldaten, doch ging diese Öffnung zugleich auch mit einer Ausdifferenzierung der Heldenbilder einher. Nicht alle Militärs rezipierten nunmehr die gleichen heroischen Qualitäten in ihren Selbstzeugnissen und selbst dort, wo es Überschneidungen in der heroischen Selbstdarstellung der oberen Ränge und niedrigen Stände gab, wurden bestimmte Merkmale unterschiedlich stark betont und vor allem auf andere narrative Strategien zurückgegriffen, um sich die entsprechenden heroischen Eigenschaften und Verhaltensweisen zuzuschreiben. Dabei kam es zu Prozessen der bewussten, aber auch der indirekten Abgrenzung zu den heroischen Narrativen anderer Stände sowie zu Prozessen der Übernahme, wie es nicht zuletzt durch die Ausweitung klassischer adlig-ritterlicher Qualitäten wie dem mutigen Kampfesgeist und den kriegerischen Fertigkeiten auf die gesamten Truppen geschah. Ausschlaggebend für die Ausdifferenzierung der Darstellungen in den Selbstzeugnissen war der kulturelle und soziale Hintergrund des Autors, welcher durch die Verhaltensnormen und Wertvorstellungen seines Standes geprägt wurde, sowie durch zeitgenössische, aber auch jahrzehntelange gesellschaftliche Entwicklungen, welche den Zeitraum prägten, in dem ein Militär seine Erfahrungen schriftlich festhielt.

Am deutlichsten lässt sich dieser Befund anhand des Schreibstils und der literarischen Qualität der Autoren festmachen. Autoren mit einem höheren

Bildungsstand, sprich Adelige oder Mitglieder des Bürgertums, stellen das Kampfgeschehen oft ausführlicher dar und benutzen ein beschreibenderes Vokabular, was sich auch in den Begrifflichkeiten widerspiegelt, welche in das semantische Feld des Tugendhaft-Kriegerischen und damit Heroischen fallen. Dies gilt auch für Offiziere, welche aus einfachen Verhältnissen stammten und aufgrund ihres militärischen Aufstiegs neue Bildungsmöglichkeiten, Schreibgewohnheiten und -aufgaben erhielten. Eine ähnliche Feststellung lässt sich auch für die Memoiren und Autobiographien treffen, die in einigem Abstand bzw. nach dem eigentlichen Kriegseinsatz verfasst wurden. Da es den Autoren hier um die Herstellung eines gut und angenehm lesbaren Textes ging, insbesondere wenn das Schriftstück für ein breiteres Publikum veröffentlicht werden sollte, wurde mehr Sorgfalt auf das Vokabular und den Schreibstil gelegt. So lässt sich hier oftmals der Gebrauch einer pathetischeren Sprache feststellen, gerade von Autoren, die stark von einer patriotisch-ideologischen Gegenwarts-, aber auch Erinnerungskultur geprägt waren. Dies war z. B. für die französischen Freiwilligen der Revolutionskriege und auf deutscher Seite für die Mitglieder der Freiwilligenregimenter der Befreiungskriege der Fall. Gerade die Kriegserfahrungen der letzteren wurden im Laufe des 19. Jahrhunderts und nochmals verstärkt im Kaiserreich im Rahmen einer propagandistischen Mobilisierungspolitik umgedeutet, was sich auch in den Selbstzeugnissen, die zu dieser Zeit verfasst wurden, widerspiegelt. Dabei erlauben ein ausführlicheres Vokabular und ein ausgefeilterer Sprachstil inklusive Rückgriffen auf Topoi, Pathosformeln und literarische Konventionen es nicht nur, die eigenen Taten und den eigenen Charakter stärker zu heroisieren, da ein größeres heroisch-semantisches Feld ausgeschöpft werden kann, sondern es können auch Merkmale und Dispositionen heroisiert werden, die Autoren mit niedrigerem Bildungsstand vielleicht gar nicht als heroisch erscheinen. Denn ein tieferes Sprachverständnis ermöglicht eine umfangreiche Assoziation, Verknüpfung und Einordnung von Qualitäten und Verhaltensweisen in einen größeren literarischen und philosophischen Kontext, wodurch diese entsprechend als heroisch umgedeutet werden können. Mehr noch, ein erweitertes Sprachverständnis bietet sogar Zugriff auf heroische Qualitäten, die einfachen Militärs nicht unbedingt geläufig waren, da es sich um Begrifflichkeiten handelt, die nicht zu ihrem üblichen Sprachgebrauch gehörten. Das prägendste Beispiel ist hier die Qualität der *Contenance*, welcher sich adlige Offiziere bedienten, um ihre gelassene Haltung und das Wahre der Fassung angesichts von lebensgefährlichen Situationen zu beschreiben und welche zugleich auch als allgemeiner Ausdruck angeborener Grazie und aristokratischer Gelassenheit (*sprezzatura* und *laisser-faire*) gelten konnte. Dieses Merkmal der Selbstbeherrschung war für adlige Offiziere ein entscheidendes Element der heroischen Selbstdarstellung, da es ihren Habitus, ihr ständisches Selbstverständnis, aber auch ihre militärische Funktion als Leiter und Vorbild der Soldaten, der die Kontrolle, Übersicht und Ruhe während des Schlachtgeschehens bewahren sollte, widerspiegelte. Hier erfolgt anhand bestimmter narrativer Strategien, zu

denen eben auch die Sprache gehört, eine Aneignung von expliziten heroischen Qualitäten, auf die Militärs aus anderen gesellschaftlichen Ständen keinen oder wenig Zugriff hatten, was wiederum in einer indirekten Abgrenzung der adligen Heldenbilder von denen einfacher Soldaten und auch Offizieren aus bürgerlichen Kreisen mündete (Kapitel 4).

Ein zentraler Aspekt, an dem die Abgrenzungs- und Übernahmeprozesse des Heroischen besonders hervortraten, war die Duellpraxis bzw. die narrative Darstellung der Duelle in den Selbstzeugnissen. Das Duell war der entscheidendste Ort, an welchem die Offiziersehre verhandelt, verteidigt und wiederhergestellt werden konnte. Standesehre bildete für Offiziere die Basis für heroisch-militärische Qualitäten, denn ein Offizier, welcher nicht einmal die zentralen Anforderungen seines Standes erfüllte, konnte zwingenderweise auch kein militärischer Held sein. Dabei ermöglichte die Darstellung von Duellen in den Selbstzeugnissen nicht nur die Betonung der Ehre, sondern sie evozierte zugleich auch die Erfüllung mehrerer militärisch-heroischer Anforderungen: Beim Duell handelte sich immerhin um einen ritualisierten Zweikampf, der an die Epoche des Rittertums anknüpfte und gerade im Zeitalter der Massenheere und chaotischen Schlachtverläufe Raum für die Zurschaustellung der eigenen kämpferischen Fähigkeiten bot. Kriegerisches Können und kriegerische Fähigkeiten waren tradierte Elemente des militärischen Helden, welche in der realen Kriegsführung des 18. und 19. Jahrhundert an praktischer Bedeutung verloren hatten, doch im Duell wieder eine Plattform fanden. Dazu wurden im Duell der Mut und die Selbstbeherrschung, das *sang-froid*, und eine quasi übermenschliche Überwindung der angeborenen Flucht- und Erhaltungsreflexe zur Schau gestellt, was nicht zuletzt auf die kriegerische Disposition und somit auch auf die mentalen Qualitäten der Duellierenden verwies. Diese Merkmale verbanden das Duell auch eng mit zeitgenössischen Vorstellungen von heroischer Männlichkeit (Kapitel 4).

Bei der Untersuchung der adligen Selbstzeugnisse fiel jedoch auf, dass, obwohl das Duell nicht nur eine Vielzahl an Heroisierungsmöglichkeiten bot, einen so wichtigen Stellenwert im adligen Ehrverständnis einnahm und quasi als zentraler Aushandlungsort der adligen Offiziersehre galt, es vergleichsweise wenig erwähnt wird. Hier fand offenbar eine bewusste Art von *Understatement* statt: Gerade weil Duelle eine solch prominente Funktion im adligen Offiziershabitus einnahmen, waren sie nicht mehr der Erwähnung wert. Sie bildeten ein fast schon alltägliches Element der adlig-militärischen Lebenswelt, so dass sie einer ständigen Erwähnung in den Selbstzeugnissen nicht mehr bedurften. Wenn die Duelle dann doch Erwähnung fanden, wurden sie relativ knapp erzählt und die Autoren bemühten sich, sie nicht als eine übereifrige Unnötigkeit darzustellen, die dem reibungslosen Ablauf der militärischen Operation im Wege stand. Die Implikation von heroischen Qualitäten, die durch Duelle zum Vorschein gebracht werden konnten, fand in adligen Selbstzeugnissen dagegen in der Darstellung anderer Situationen Beachtung. Zudem betonten sie eher andere militä-

risch-heroische Qualitäten, die sowohl sprachlich als auch inhaltlich als Teil des militärisch-aristokratischen Habitus wirkten (Kapitel 4).

Vor allem, da Ehre seit Jahrhunderten als ein vorrangig dem Adel zugehöriges Konzept gegolten hatte und im militärischen Bereich deshalb eng mit der Vorstellung der Offiziersehre verknüpft, quasi sogar mit der adligen Standesehre gleichgesetzt war, erfolgte das Nicht-Erwähnen von Duellen als Möglichkeit der Selbstheroisierung offenbar in bewusster Abgrenzung zu den bürgerlichen Offizieren. Diese erwähnen nämlich häufig ihre Duellkonflikte in ihren Memoiren und Tagebüchern. Als offensichtlicher Ausdruck des Offiziersstandes waren Duelle für Mitglieder des Bürgertums ein Zeichen ihres sozialen Aufstieges, weshalb sie einen deutlich höheren Stellenwert in ihren Selbstzeugnissen einnahmen und detailliert über Seiten hinweg beschrieben werden. Das Verschweigen von Duellen in adligen Selbstzeugnissen erscheint also als narrative Strategie, um sich gegen die Emporkömmlinge, die *parvenus*, abzugrenzen – eine Verteidigung der adlig-militärischen Darstellung durch ein bewusstes Verschweigen typisch adlig-heroischer Verhaltensweisen (Kapitel 4).

Bei den bürgerlichen Offizieren ist genau das Gegenteil zu beobachten. Bei ihnen fand ein Übernahmeprozess heroisch-militärischer Narrative eines höheren Standes statt, welcher in den ausführlichen Darstellungen von Duellen in den bürgerlichen Selbstzeugnissen greifbar wird. Während Adlige jedoch mit den Satisfaktionsregeln des Duells praktisch aufwuchsen, mussten bürgerliche Militärs sich diese Umgangsformen, -praktiken und -codes erst aneignen. Dennoch schienen sie recht bemüht, die adlig-militärischen Verhaltensnormen zumindest teilweise zu übernehmen, um ihren sozialen Aufstieg, ihre militärische Stellung und damit nicht zuletzt Möglichkeiten der Heroisierung zu begrüßen. Durch einen Grenzziehungsprozess erlaubte die konstante Erwähnung von Duellen den bürgerlichen Offizieren, sich von anderen Soldaten abzuheben, da nicht nur ihre Fähigkeiten und Dispositionen als Kämpfer gesondert ins Licht gerückt und als außergewöhnlich dargestellt wurden, sondern ihre Kriegserfahrungen im Gegensatz zu den Kriegererlebnissen einfacher Soldaten so als besonders abenteuerlich geschildert wurden (Kapitel 4).

Die im Duell und im Offiziersehverständnis gezeigten heroisch-militärischen Qualitäten waren offenbar so ausschlaggebend für die heroische Selbstdarstellung in den Selbstzeugnissen, dass sie selbst bei eigentlichen Norm- und Regelverstößen großzügig Eingang in die Memoiren und Tagebücher der bürgerlichen Autoren fanden. Gerade für die Mitglieder der Freiwilligenregimenter, die in der Erinnerungskultur maßgeblich für die Siege und den patriotischen Geist verantwortlich gemacht wurden, auch wenn ihr eigentlicher Beitrag im Krieg oftmals eher bescheiden ausfiel, war es deshalb umso verständlicher, dass sie nicht nur ein gewisses Selbstverständnis an den Tag legten, um sich von den regulären Linientruppen abzugrenzen, sondern auch ein gewisses Rang- und Standesverhalten der Offizierskaste übernahmen und einforderten (Kapitel 4).

Doch auch wenn eine Annäherung des bürgerlichen Ehrverständnisses an adlige Gepflogenheiten für die Napoleonischen- und Befreiungskriege zu beobachten ist, handelt es sich nicht um eine komplette Übernahme aristokratischer Verhaltensnormen. Das Bürgertum besaß durchaus, gerade abseits des Militärs, ein eigenes Ehrverständnis, das sich stark auf wirtschaftlichen Erfolg, Geschäftssinn, Bildung und Dienstfeier stützte. Dies kam nicht zuletzt in der Herausbildung eigener Duellpraktiken wie beispielsweise dem journalistischen Duell oder dem *duel politique*, das in Frankreich sogar noch bis in die 1960er Jahre weiterbestand, zum Ausdruck. Bei der Übernahme adliger Duellgewohnheiten und Praktiken des Ehrenhändels durch bürgerliche Militärs schien es sich eher um eine Vermischung von adligen und bürgerlichen Ehrvorstellungen zu handeln, was auch dadurch deutlich wurde, dass bürgerliche Autoren in ihren Selbstzeugnissen bemüht waren, sich vom adligen Standesdünkel abzugrenzen. Das tat jedoch dem Heroisierungspotenzial der Duelle keinen Abbruch und auch wenn sich die bürgerlichen Duellpraktiken und die damit verbundenen Ehrvorstellungen von denen des Adels abgrenzen konnten, blieben die durch die Duelle ausgedrückten heroischen Qualitäten des *sang-froid*, des kriegerischen Geschicks und der selbstbewussten Männlichkeit in der Darstellung durchaus erhalten (Kapitel 4).

Obwohl einfache Soldaten sich auch in Duellen engagierten, wurde die Darstellung ihres Ehrverständnisses in Selbstzeugnissen in anderen Formen deutlich. Dabei benutzten sie jedoch gerade auch die Verbindung zwischen Heroischem und militärischer Ehre, um sich von anderen Militärs gezielt abzugrenzen. Zwar hatte die Französische Revolution dem Konzept der Ehre kritisch gegenübergestellt, da sie als adliger Definitionsrahmen der Gleichheit der Bürger im Wege stehe und auf persönliche Interessen und nicht auf das Allgemeinwohl ausgerichtet sei, doch hatte sie es nicht geschafft, das Konzept der Ehre vollständig aus der Armee zu bannen. Gerade während der Napoleonischen Kriege wurde Ehre für einfache Soldaten ein zentrales Element ihrer Selbstwahrnehmung und damit auch ein Mittel der (Selbst-)Heroisierung. Dabei griffen sie jedoch selten auf die narrativen Strategien der höheren Militärränge, wie beispielsweise das bewusste Erwähnen oder Herunterspielen von Duellen als heroische Praxis zurück, sondern sie stützten sich vorrangig auf zwei Ehrkonzepte, die in ihren Selbstzeugnissen und ihrer heroischen Darstellung eine zentrale Rolle spielten und als klare Distinktionsmuster verwendet wurden. Das erste war die Regimentsehre. Anhand von Regimentsgeschichten, Fahnen und Standarten und der monarchischen Zuwendung bildeten sich sogenannte *regimental identities*: Die Regimenter boten mit ihrer regimenteigenen Militärkultur ein Identifikationsangebot für die Soldaten und neuen Rekruten, denn als quasi Familienersatz während des Kriegszuges bildeten sie den Hauptbezugspunkt der militärischen Lebenswelt. Der durch die Anerkennung und Auszeichnungen, wie sie nicht zuletzt Napoleon durch speziell gestiftete Feldzeichen und die Erwähnung der Leistungen diverser Regimenter in den Propagandablättern und *ordres du jours*

praktizierte, geförderte *esprit de corps* stärkte nicht nur den Zusammenhalt der Regimentsmitglieder, sondern übertrug die Ehre des Regimentes auf seine Mitglieder. Die Regimentsehre wurde zur individuellen Ehre der einzelnen Soldaten und die ruhmreichen Taten des heroischen Kollektives konnten dessen Mitglieder für sich beanspruchen. Diese Entwicklung setzte nicht erst unter Napoleon ein, sondern schon während des Siebenjährigen Krieges bildete die Angst vor der Entehrung in den Augen der Kameraden einen wichtigen Motivationsfaktor für Soldaten, dem Regiment nicht durch Feigheit im Kampf und militärisches Fehlverhalten Schande zu bereiten (Kapitel 4).

Dabei konnte die Zugehörigkeit zu einem als heroisch wahrgenommen Regiment eben auch klar benutzt werden, um sich von den Soldaten anderer, weniger ruhmreicher Regimenter abzugrenzen und zugleich den eigenen heroischen Status hervorzuheben. Durch diese Abgrenzung konnte aber auch eine gewisse Konkurrenz zwischen den Regimentern entstehen, was sich nicht zuletzt in den Rivalitäten zwischen verschiedenen Waffengattungen äußerte. Gerade hier kamen Abgrenzungsstrategien zum Tragen, da im 18. und 19. Jahrhundert die unterschiedlichen Einheiten immer noch stark an den jeweiligen Stand der Militärs gekoppelt waren und damit einige als prestigeträchtiger galten. Neben real-pragmatischen Folgen wie der entsprechenden Versorgung, vorteilhaften Einsätzen auf dem Schlachtfeld und Einquartierungen während der Märsche formten der Ruf, die Waffengattung und die Zusammensetzung des Regimentes also die Leidens- und/oder Triumphgeschichte ihrer einzelnen Mitglieder, denn ihr heroisches Selbstbild, ja die Heroisierungsmöglichkeiten selbst hingen vom Status des Regimentes ab. Es ist also folgerichtig, dass die Gegenüberstellung von Regimentern in den Selbstzeugnissen als Distinktionsmittel der heroischen (Selbst-)Darstellung zum Ausdruck kommt (Kapitel 4).

Das Gleiche lässt sich auch beim zweiten in den Selbstzeugnissen häufig vorkommendem soldatischen Ehrkonzept beobachten, nämlich der Berufsehre. Soldaten der Linientruppen benutzten in ihren Selbstzeugnissen zwei narrative Strategien, um sich über ihre Professionalität als Soldaten zu heroisieren. Erstens die Abgrenzung von den Freiwilligen Regimentern: Vor allem die regulären Linientruppen versuchten sich von den Freiwilligenregimentern klar abzugrenzen, denn auch wenn diese in der Propaganda und später in der Erinnerungskultur eine prominente Stellung einnahmen, so waren sie gerade den zeitgenössischen Militärs wegen ihrer Unerfahrenheit, Disziplinlosigkeit und hohen Desertationsraten bekannt. Indem die regulären Liniensoldaten die Mängel der Freiwilligen Regimenter kritisierten und sich über ihre Unfähigkeit lustig machten, hoben sie zugleich die eigene Effektivität auf dem Schlachtfeld hervor. Diese Unzuverlässigkeit der Freiwilligen im Kampfeinsatz schien für die Soldaten in der Darstellung zuweilen einen größeren Ehrverlust zu bedeuten als eine nicht so stark ausgebildete patriotische Gesinnung. Diese so eher unterschwellige, indirekte heroische Selbstdarstellung konnte zugleich Vorwürfen der Überheblichkeit und

des Eigenlobes entgegenwirken, denn die heroischen Qualitäten wurden nicht ostentativ sich selbst zugeschrieben, sondern in einem Abgrenzungsprozess augenscheinlich gemacht (Kapitel 4).

Zweitens hoben die Soldaten der regulären Truppen die Qualitäten ihrer Einheiten positiv hervor, indem sie deren Professionalität und militärische Effektivität betonten. Diese äußerten sich vorrangig in Disziplin, Gehorsam, Ordnung und dem korrekten Ausführen von Befehlen, sprich grundlegenden militärischen Tugenden, die in der Selbstdarstellung jedoch überbetont und so zu heroischen Qualitäten wurden, insbesondere wenn sie mit der Darstellung der Merkmale des Mutes, tapferen Kampfes, Durchhaltens und der Überwindung der eigenen körperlichen wie psychischen Grenzen verbunden wurden. Kamen dann noch die Erwähnung der eigenen Loyalität zum Monarchen oder der Regierung und die Pflichterfüllung hinzu, entstand ein rundum vollständiges heroisches Leitbild des perfekten Soldaten. Damit wurde von den einfachen Soldaten zugleich auch ein Ausdifferenzierungsprozess angestoßen, welcher als Ergebnis ein anderes Heldenbild für die regulären Linientruppen als für die Freiwilligenregimenter hervorbrachte. Mehr noch, das heroische Leitbild der regulären Truppen und Berufssoldaten konnte sich erst in Abgrenzung zu den Soldaten der Freiwilligenregimenter vollständig und deutlich festigen. In der Untersuchung wurde also deutlich, dass für die Entwicklung bestimmter heroisch-militärischer Leitbilder das Auseinandersetzen mit anderen (dominierenden) Heldenbildern eine zentrale, ja sogar notwendige Rolle spielte (Kapitel 4).

Ein anderer Aspekt des Militärisch-Heroischen, der zu einer Ausdifferenzierung der Heldenbilder führte, war die Qualität der heroisch-kriegerischen Männlichkeit. Die Betonung von Beziehungen zu Frauen und vor allem der eigenen Attraktivität für Frauen, sei es durch ein ansprechendes Äußeres, eine durch weite Reise und gefährlich-abenteuerliche Erlebnisse geformte Weltgewandtheit oder charmante Umgangsformen, welche sich in zugespitzter Form in der Figur des Frauenhelden kristallisierten, tauchen viel öfter in den Schriften von adligen oder bürgerlichen Militärs der höheren Ränge auf als in denen von einfachen Soldaten. Dies mag damit zusammenhängen, dass Offiziere mehr Möglichkeiten hatten, mit weiblichen Mitgliedern der Bevölkerung in Kontakt zu kommen, da sie in den gesellschaftlichen Kreisen der Zivilbevölkerung willkommen waren, aufgrund ihres Ranges und Standes als ehrenvoller, tugendhafter, in den sozialen Umgangsformen geübter und damit vertrauenswürdiger erschienen, und ihre Wirte ihnen den Kontakt mit ihren Töchtern erlaubten. Gerade diese gesellschaftliche Sozialisation war auch der Grund, warum Offiziere ein weiteres Merkmal der militärischen Männlichkeit für sich reklamierten: die Galanterie. Ihre kultivierten Umgangsformen Frauen gegenüber waren neben ihren kriegerischen Fähigkeiten ein zentrales Element der anziehenden militärischen Maskulinität und boten insofern eine Möglichkeit zur (Selbst-) Heroisierung, da die favorisierte Stellung bei Frauen ebenfalls auf eine gewisse

Exzeptionalität der Militärs hindeutete, die sie in ihren Darstellungen nicht nur benutzten, um sich von anderen Militärs abzugrenzen – sei es von den Soldaten anderer Regimenter, den militärischen Gegnern oder im Falle der Offiziere von den Militärs der unteren Ränge –, sondern auch von den zivilen Männern, die der kriegerisch-militärischen Maskulinität als überlegenste Form der Männlichkeit nichts entgegenzusetzen hatten. Dieser Abgrenzungsprozess machte die kriegerisch-militärische Männlichkeit damit zu einem elementaren appellativen Bestandteil des militärischen Heldenbildes, dessen sexuelle Anziehungskraft sich in der Frau als kleinstmöglicher Verehrergemeinde als kaum zu überbietende positive Zuschreibung manifestierte und damit gleichsam die minimale Basis für die Heroisierung konstituierte. Diese kriegerische, sexuelle Attraktivität gepaart mit beeindruckenden galanten Verhaltensweisen und Umgangsformen formten für die Offiziere ein militärisches Heldenbild, das sich erst in seiner Auseinandersetzung mit der Darstellung der Männlichkeit der einfachen Soldaten ebenso wie mit den Maskulinitätsvorstellungen der zivilen Männer etablierte und sich somit als Ergebnis eines Ausdifferenzierungsprozesses präsentierte (Kapitel 5).

Die Bedeutung von kultureller und sozialer Zugehörigkeit hatte indes auch einen Einfluss auf die unterschiedliche Darstellung von Emotionen und emotionalen Praktiken als Teil des militärisch-heroischen Leitbildes. Die Erwähnung von sanften Emotionen wie Liebe und Zärtlichkeit findet in Selbstzeugnissen von Autoren unterschiedlichen gesellschaftlichen Standes und militärischen Ranges Eingang und diese Gefühle werden oftmals breit auserzählt. Sie sind Ausdruck des „man of feeling“, eines Leitbildes, welches im 18. Jahrhundert im Rahmen der Kultur der Empfindsamkeit entstand und gerade auch für Offiziere im 19. Jahrhundert noch eine tragende Rolle spielte. Dabei erfüllte die Darstellung von Liebesgefühlen eine klare Funktion im heroischen Narrativ: Da heroische Männlichkeit, wie gerade dargelegt, stark mit der Anziehungskraft auf das weibliche Geschlecht assoziiert wurde, diente die Darstellung von Liebesbeziehungen in den Selbstzeugnissen als Beleg für genau diese Qualität. Doch im Gegenzug zu schlüpfrigen Anekdoten oder gar sexuellen Exzessen, welche eher in den Selbstzeugnissen adliger Offiziere vorkamen, verletzten solche Darstellungen nicht den Tugend- und Wertekanon vor allem des bürgerlichen Milieus, so dass vor allem Offiziere und Unteroffiziere dieser Herkunft auf ausführliche Beschreibungen von Liebesbeziehungen in ihren Selbstzeugnissen zurückgriffen – auch um sich damit von negativ konnotierten Bildern der aggressiven, virilen (französischen) Soldaten oder gar der Militärs als verrohten Vergewaltigern abzugrenzen. Das Herausbilden einer heroisch-militärischen Qualität, nämlich eine gewisse emotional-romantische Disposition, welche zu einvernehmlichen Beziehungen zu Frauen führte und damit die Begehrtheit der Autoren offenbarte, fand auch in Abgrenzung zu den heroisch-militärischen Merkmalen anderer Stände und militärischer Ränge statt, sowie in der klaren Gegenüberstellung zu den negativen Zuschreibungen an die militärischen Gegner (Kapitel 5 und 6).

Doch lässt sich anhand dieser emotionalen Praktiken in den Selbstzeugnissen noch ein anderer Ausdifferenzierungsprozess nachweisen, nämlich die Vermischung von unterschiedlichen *emotional regimes* und *communities*, welche das Aufbrechen der Grenzen zwischen ziviler emotionaler Sphäre, in welcher im Laufe des 18. und 19. Jahrhunderts die moralische Disposition von Männern in der Rolle als Vater und Ehemann immer mehr ihren Ausdruck finden sollte, sowie der militärischen emotionalen Sphäre, wo eine kalte Emotionskontrolle, welche durch Drill antrainiert werden und auf dem Schlachtfeld für Kontrolle sorgen sollte, vorantrieb. Gerade Militärs höherer Ränge mussten den Spagat zwischen beiden emotionalen Praktiken beherrschen, da auch während des Kriegseinsatzes und Feldzuges von ihnen erwartet wurde, in bestimmten gesellschaftlichen Kreisen zu verkehren und an zivilen sozialen Veranstaltungen und Ereignissen teilzunehmen. In Selbstzeugnissen, welche aus der Retrospektive und insbesondere einige Jahrzehnte nach der Kriegsteilnahme geschrieben wurden, macht sich zudem bemerkbar, dass in den heroischen Darstellungen ein Nebeneinander und eine Vermischung älterer und neuerer emotionaler Stile und Praktiken entstand. Diese Übernahme von Elementen eines zivilen Emotionsstils und der Einfluss diverser emotionaler Praktiken aus verschiedenen Zeiträumen zeigen abermals, dass die Konstruktion von militärischen Heldenbildern nicht einfach im luftleeren Raum stattfand, sondern das Ergebnis eines Aushandlungsprozesses zwischen verschiedenen sozialen und kulturellen Wert- und Normvorstellungen war und sich im Laufe des Untersuchungszeitraumes veränderte. Die Ausdifferenzierung von Heldenbildern erfolgte also nicht nur in der Abgrenzung und der Übernahme von Elementen von Leitbildern aus anderen gesellschaftlichen Ständen, sondern auch in der Auseinandersetzung mit dem zeitlichen Wandel (Kapitel 6).

Die Demokratisierung des Heroischen förderte also nicht nur die Öffnung der Heroisierungsmöglichkeiten für alle militärischen Ränge, sondern sie führte auch zu einer Ausdifferenzierung von Heldenbildern durch diverse Prozesse der Übernahme und Abgrenzung von bestimmten heroischen Qualitäten verschiedener militärischer Ränge und gesellschaftlicher Stände. Dabei ist festzuhalten, dass es in diesen Bereichen nicht unbedingt zu einer einfachen Imitation adliger Heldennarrative kam, sondern das Bildungsbürgertum den heroischen Merkmalen seinen eigenen Charakter verlieh. Der Adel wiederum verteidigte seine heroischen Leitbilder durch die Betonung typisch aristokratischer Gepflogenheiten und Zuschreibungen, die sich oftmals aus dem höfischen Umfeld entwickelt hatten. Doch profitierten einfache Soldaten ebenfalls von der Öffnung der heroischen Darstellung und dem Einfluss der bürgerlichen Militärs, auch wenn sich ihre Aneignung von Qualitäten wie Exzeptionalität, patriotischem Selbstopfer und heroischer Männlichkeit sowohl von den adligen als auch von den bürgerlichen Leitbildern unterschieden.

3. Herausforderungen der heroisch-militärischen Selbstdarstellung

Der Wandel von heroisch-militärischen Qualitäten im Laufe des Untersuchungszeitraumes hatte nicht nur Folgen für die Selbstdarstellung von Militärs, sondern stellte sie auch vor entscheidende Herausforderungen. Obwohl die Selbstheroisierung in den Selbstzeugnissen den Wandel nicht nur widerspiegelte, sondern auch aktiv mit vorantrieb, bot gerade das Medium des Selbstzeugnisses Grenzen, aber auch Möglichkeiten, mit den Prozessen der Demokratisierung, der Entwicklung und der Ausdifferenzierung von Heldenbildern umzugehen. In dieser Studie wurden dabei zwei zentrale Herausforderungen herausgearbeitet, mit denen sich die militärischen Autoren bei ihrer heroischen Selbstdarstellung konfrontiert sahen.

Publikum, Adressatenkreis und kulturell-gesellschaftliche Veränderungen

Unabhängig davon, ob die Autoren ihre Selbstzeugnisse mit der Intention einer Veröffentlichung verfassten oder ob sie ihre Erinnerungen nur für den privaten Gebrauch, sprich für die Weitergabe an Familie, Angehörige und Nachkommen festhielten: Sie adressierten ihre Texte an eine wie auch immer imaginierte Leserschaft. Das Verfassen des Selbstzeugnisses als kommunikativer Akt wurde damit von gezielten Überlegungen der Autoren bestimmt, wie ihre Memoiren, Autobiographien, ja sogar Tagebücher und Briefe von ihren Lesern wahrgenommen und beurteilt werden würden. Dies rückt nicht nur die Frage nach der Authentizität des Geschilderten in den Vordergrund, da die Präsentation der heroischen Darstellungen nicht durch kulturelle und gesellschaftliche Norm- und Wertvorstellungen überformt werden konnte, sondern auch die Frage, welche davon die Autoren bei der Verwendung ihrer narrativen Strategien bei ihren Lesern voraussetzten. Damit die (Selbst-)Heroisierung der Militärs nicht nur glaubwürdig wirkte, sondern auch von der Leserschaft akzeptiert wurde, mussten die Autoren sich einerseits den offiziösen und vorherrschenden Diskursen über das Heroische anpassen. Andererseits war für die reibungslose Kommunikation der heroischen Deutungsmuster auch das Schaffen von Nähe, Verbundenheit und Verständnis beim Publikum für die vollbrachten Taten der Autoren und ihre innere Haltung in bestimmten Situationen notwendig. Dass diese beiden Punkte nicht unbedingt immer so leicht miteinander vereinbar waren, wurde in dieser Untersuchung deutlich.

Ein entscheidender Punkt, an welchem die Herausforderung der heroischen (Selbst-)Darstellung im Selbstzeugnis besonders deutlich wird, ist das Erwähnen von illegitimer Gewaltausübung durch die eigenen Truppen oder die Autoren selbst. Im Kriegsverlauf fanden sich neben der legitimen militärischen Gewalt, welche vor allem Truppeneinsätze in der Schlacht umfasste und dementsprechend auch in einem militärischen Selbstzeugnis das Publikum nicht überra-

schen sollte, auch Situationen, in denen die Berechtigung von Gewalttaten in Zweifel gezogen werden konnte – so z. B. bei militärischem Ungehorsam und Befehlsverweigerung, die zwar im Rahmen eines legitimen Kampfeinsatzes vorkommen konnten, jedoch eigentlich gegen Militär- und Kriegsordnungen verstießen. Hier konnte die Heroisierung des entsprechenden Verhaltens durch starke innere Überzeugungen für die eigentlich moralisch richtige Sache oder die Betonung ungewöhnlicher situativer Umstände einen Rechtfertigungsgrund liefern. In einigen Fällen kristallisierte sich dabei die eigene heroische Disposition erst durch den Abgrenzungsprozess zu den Gegnern oder den eigenen Kameraden heraus. Wichtig blieb jedoch das Element der (Selbst-)Kontrolle, die es zu betonen galt, denn Gewaltexzesse blieben trotz dieser narrativen Strategien schwierig zu heroisieren. Es wurde zudem deutlich, dass die Darstellung des heroischen Militärs nicht hundertprozentig mit dem durch militärische Verordnungen und Gesetze bestimmten soldatischen Leitbild übereinstimmte. Gerade erst in seiner transgressiven Natur konnte der normale Militär zum militärischen Helden werden, indem er in entsprechenden Situationen die festgelegten Grenzen überschritt (Kapitel 1).

Schwieriger wurde es jedoch in Situationen, in denen die Rechtfertigung von Gewaltanwendung nicht nur dem militärischen, sondern auch dem gesellschaftlichen und kulturellen Erwartungshorizont stark entgegenstand. Die Gewalt gegen Zivilisten bildet hier das beste Beispiel. Gewalt gegen die Zivilbevölkerung galt als illegitim, gesetzeswidrig und stand dem militärischen Ehrenkodex entgegen. Damit bildete sie ein Problem für die heroische Selbstdarstellung des Militärs. Aufgrund der Häufigkeit der Vorfälle und der Berichterstattung durch andere Medien konnte sie aber nicht verschwiegen werden. Deshalb mussten Soldaten und Offiziere Strategien entwickeln, um sie zu rechtfertigen: Im Falle von einfachen Soldaten geschah dies durch die Stilisierung der Einwohner zu Gegnern, die eine Gefahr für die eigene Sicherheit darstellten und sich ihnen gegenüber heimtückisch verhielten. Bei den Offizieren kam es meistens zu Relativierungs- und Widerlegungsversuchen: Sie bezeichneten die Anschuldigung gegen sich und ihre Soldaten als unwahr und haltlos. Um die Authentizität ihrer Aussagen zu unterstützen, erwähnten sie selbst Beispiele ihres ehrenhaften Verhaltens gegenüber der Bevölkerung. Selbst bei unangenehmen militärischen Aufträgen wie dem Beschlagnahmen von Proviant von den Einheimischen betonten sie, nur ihre Pflicht getan und ihre Befehle ausgeführt zu haben, dies aber stets auf eine möglichst humane Weise. Mit den hier vorgestellten narrativen Strategien bemühten sich die Autoren in ihren Selbstzeugnissen, die illegitime Gewaltausübung so darzustellen, dass sie einem aufklärerischen militärischen Heldenkonzept, welches sich in diesem Fall mit normativen Soldaten- und Offiziersbildern deckte, nicht entgegenstand – nämlich dem des humanen, ehrenhaften Militärs, der seine Pflicht erfüllte und Gewalt reguliert in dem dafür vorgesehenen Rahmen ausübte. Fest steht jedoch, dass den Soldaten und Offizieren bewusst war,

dass die Beteiligung an illegitimer Gewalt bei der Leserschaft nicht gut ankommen konnte. Deshalb zogen sie narrative Strategien heran, die es dem Publikum ermöglichten, das eigene Verhalten und die eigene Einstellung der Verfasser in solchen Situationen durchaus als heroisch (um)zudeuten. Dabei waren diese Narrative, wie das Beispiel der Selbstheroisierung im Falle des militärischen Ungehorsams gezeigt hat, nicht immer konform mit den offiziellen, militärischen Norm- und Wertvorstellungen. Dennoch oder gerade deshalb konnten sie beim Publikum Verständnis für die Taten und damit Akzeptanz für die heroischen Deutungsmuster generieren (Kapitel 1).

Dieses Problem der illegitimen Gewaltdarstellungen wurde insbesondere auch dann deutlich, wenn sich die kulturellen und normativen Rahmenbedingungen der Kriegszeit von den Wertvorstellungen der Verfassungs- und Entstehungszeit der Selbstzeugnisse unterschieden. Da zwischen diesen beiden Zeitpunkten mehrere Jahrzehnte, ja manchmal sogar ein halbes Jahrhundert liegen konnte, hatten sich auch die heroischen Qualitäten oder das, was als heroische Gewalt handlung gelten konnte, entwickelt. Die verstärkte Brutalität und Gewaltbereitschaft gegen feindliche Truppen, aber auch Zivilisten, die beispielsweise während der Französischen Revolution und insbesondere der *Terreur* von Soldaten ohne Umschweife in ihren Briefen erwähnt und sogar zur Heroisierung herangezogen wurden, waren nicht nur in weniger ideologisch geführten Kriegen moralisch nicht vertretbar, sondern auch in dem kulturell und politisch veränderten Kontext des 19. Jahrhunderts. Das spiegelt sich auch in den Selbstzeugnissen wider, die zwar über die Feldzüge der Revolution berichten, doch im Laufe des 19. Jahrhunderts verfasst und/oder herausgegeben wurden. Selbst im emotional aufgeladenen militärisch-nationalen Kontext des Deutsch-Französischen Krieges schien die Erzählung der eigenen Gewalteskalationen in dieser extremen Form nicht mehr vertretbar. Hier berücksichtigten die Autoren der Selbstzeugnisse durchaus die Wert- und Moralvorstellungen ihrer Leserschaft und relativierten die gewaltbereite Gesinnung in ihren Selbstzeugnissen oder aber sie distanzieren sich von den Gewaltexzessen und verurteilten sie als unmilitärisch und verbrecherisch. Die narrativen Strategien zur Selbstheroisierung richteten die militärischen Autoren also an den Vorstellungen der zeitgenössischen Leserschaft aus, weshalb die dort beschriebenen Heroisierungsstrategien nur bedingt die heroischen Deutungsmuster der Französischen Revolution selbst wiedergeben, sondern eine Mischung aus den damaligen und den zeitgenössischen Auffassungen von militärischem Heldentum widerspiegeln (Kapitel 1).

Inflation, Alltäglichkeit und Massenheroisierung

Eine der größten Herausforderungen für die (Selbst-)Heroisierung gerade einfacher Soldaten und anderer niedriger Militärränge entstand paradoxerweise durch die voranschreitende Demokratisierung des Heroischen – nämlich das Risiko

von Inflation infolge von Massenheroisierungen. Denn wenn alle Militärs zu Helden stilisiert werden können, fällt das zentrale Merkmal der Exzeptionalität weg, das den Helden im Kern erst als solchen konstituiert. Der einzelne Militär ist dann mit seinen Taten oder seiner Gesinnung nicht mehr von der großen Masse zu unterscheiden, seine heroischen Qualitäten werden alltäglich und allgemein und verlieren damit automatisch ihre heroische Zuschreibung. Dieser Herausforderung standen die Autoren der Selbstzeugnisse auf zwei Ebenen gegenüber. Die erste Ebene bildete das Verhältnis von Kollektiv und Individualität. Das Militär ist per se eine Institution, in welcher die Vereinheitlichung der individuellen Mitglieder durch Uniformierung, Ausrüstung und eingeübte Bewegungsabläufe befördert wird. Schlachten und Kriege werden durch Truppeinsätze gewonnen und nicht durch die heroische Einzeltat einer einzigen Person. Dementsprechend bildeten Kollektive wie Regimenter oder Bataillone in der Regel den Rahmen des militärischen Wirkungs- und Handlungskreises. Dies scheint jedoch auf den ersten Blick der Heroisierbarkeit von Militärs entgegenzustehen, denn in einem solchen Wirkungskreis stechen die individuellen Taten und Leistungen einfacher Soldaten weder stark heraus, noch sind sie in der Regel entscheidend für den größeren Verlauf der Schlacht oder gar des Feldzuges. Für herausragende Heerführer wie Napoleon oder den berühmten *Marschall Vorwärts* Gebhard Leberecht von Blücher mag es also möglich gewesen sein, in ihrer leitenden Funktion an der Spitze der Armee und aufgrund ihrer Befehle, Strategien und Taktiken die Verantwortlichkeit für den Sieg zugeschrieben zu bekommen und so problemlos auf die heroische Qualität der Exzeptionalität bei ihrer Heroisierung zugreifen zu können. Dies wurde jedoch umso schwieriger, je niedriger der militärische Rang war (Kapitel 2). In dieser Untersuchung konnten sich deswegen drei narrative Strategien in den Selbstzeugnissen beobachten lassen, die von den Soldaten, aber auch von Mitgliedern niedriger Offiziersränge angewendet wurden, um genau dieser Gefahr der unheroischen Anonymisierung entgegenzuwirken:

Erstens rechneten Soldaten sich einem heroischen Kollektiv zu. Regimenter oder allgemein die kämpfenden Truppen bildeten heroische Gruppen, in denen die Gesamtheit der Mitglieder durch die Taten und Leistungen des Kollektives heroisiert wurde. Auch wenn die eigenen, individuellen Handlungen nicht mehr nachvollziehbar waren oder, aus welchen Gründen auch immer, weder durch die Zeitgenossen noch durch die Erinnerungskultur bemerkt wurden, so konnte die Zuordnung zu einer heroischen Gruppe dafür sorgen, dass ein Soldat dennoch die Möglichkeit zur Selbstheroisierung erhielt, weil der heroische Status des Kollektives allein durch die Mitgliedschaft darin und die Teilhabe an dessen Taten abstrahlte. In den Selbstzeugnissen wurden hierbei zuerst die Kampfhandlungen oder andere Errungenschaften des Kollektives mit den entsprechenden militärisch-heroischen Merkmalen beschrieben und die eigene Zuschreibung zu dieser Gruppe und die Beschreibung ihrer Interaktionen als Einheit durch die

Pronomen *wir* und *nous* erzeugt, die in ihrer Ganzheit so sehr aufgehen, dass sie zuweilen selbst in Sprechakten als eine agierende Einheit dargestellt werden (Kapitel 2).

Zweitens versuchten Militärs sich auch in den Kampfeinsätzen ihres Kollektives, sprich ihres Regiments oder ihrer Truppen, individuell abzuheben. Dies taten sie, indem sie ihre Einzelkämpfe detailliert beschrieben, so dass der eigene Beitrag doch zumindest für die Nachwelt festgehalten wurde, auch wenn Zeitgenossen dieser individuellen heroischen Leistungen nicht gewahr wurden, weil die Tat in den Wirren der Schlacht oder des Kriegsverlaufes untergegangen war. Kleinere Scharmützel, Einsätze auf den Vorposten oder spezielle Aufträge boten sich hierbei besonders an, um Taten zu erwähnen, die sich von den Aktionen der Gruppen unterschieden. Der kleinere Handlungsrahmen erlaubte ein hervorgehobenes eigenmächtiges Handeln, das im Gegensatz zum großen Schlachtgeschehen stärker auf der eigenen Verantwortung und Entscheidungsmacht beruhte und somit die heroische Tat auch allein der Eigenverantwortung und den persönlichen Qualitäten des Autors zuschreiben konnte. Dabei benutzten die Autoren der Selbstzeugnisse die in Kapitel 1 dargelegten heroischen Attribute und sprachlichen Muster, um ihre Einzelkämpfe und Alleingänge zu beschreiben: Mut, Effektivität, selbstloser Einsatz, Überschreiten der eigenen Grenzen und Pflichtübererfüllung reihten die Beschreibung der Einzelkämpfe zwar in den Konsens der allgemeinen militärisch-heroischen Leitbilder ein, doch indem sie klar auf einzelne Personen angewandt wurden, betonten sie die Außergewöhnlichkeit ihrer individuellen Disposition und Tat. Diese Beschreibungen konnten zuweilen auch in sogenannten Abenteuern stattfinden: Individuelle Erlebnisse, welche die Soldaten abseits der großen Heere und Schlachten erlebten und die nicht unbedingt einen militärischen Charakter haben mussten. Vielmehr half die Darstellungen solcher Abenteuer, die Individualität und auch die Authentizität der eigenen Kriegserfahrung hervorzuheben und durch teilweise sogar fast schon banal und alltäglich anmutende Erzählungen eine stärkere Nähe zum Publikum aufzubauen. Daneben erlaubten die Abenteuer auch einfachen Soldaten das Hervorheben von heroischen Qualitäten wie beispielsweise Gewitztheit und Gerissenheit, die so nicht zum traditionellen militärischen Heldenkanon gehörten, jedoch gerade abseits des weltgeschichtlichen Schlachtgeschehens eine plausiblere und zugänglichere Heroisierung für die unteren Militärränge ermöglichten (Kapitel 2).

Drittens war die Erwähnung von Orden und Auszeichnungen ein weiteres Mittel, die eigene Exzeptionalität im militärischen Dienst deutlich zu machen. Diese Orden waren nicht nur ein sichtbarer, materialisierter Ausdruck der außergewöhnlichen Leistungen eines Militärs, die ihn von den anderen Armeemitgliedern abhoben. Ihre Symbolkraft führte zum einen zu einer stärkeren Identifizierung der Soldaten mit der Militärführung und zum anderen formte sie auch den Umgang der Militärs untereinander. Auch wenn mit den Auszeich-

nungen gerade für einfache Soldaten nicht immer eine Beförderung oder eine erfolgreiche militärische Karriere verbunden war, da die Auszeichnungen doch in einem recht umfangreichen Maße verteilt wurden, so weckten sie gewisse Erwartungshaltungen und Anerkennung bei ihren *peers*, was nicht zuletzt auch Einfluss auf das interne Machtgefüge und das Hierarchieverhalten innerhalb der Truppen haben konnte (Kapitel 2).

Die narrative Strategie der Erwähnung von Orden und Auszeichnungen birgt jedoch zugleich auch genau die paradoxe Gefahr der Inflation in sich, welche durch die Demokratisierung des Militärisch-Heroischen befördert wurde. Denn dadurch, dass diese Auszeichnungen nun für jeden Militär erreichbar waren – und auch nicht in ungeringem Maße verteilt wurden – riskieren sie, ihre Exklusivität und damit ihr Potenzial als Symbol des Außergewöhnlichen zu verlieren (Kapitel 2). Damit wird die zweite Ebene der Herausforderungen der (Selbst-) Heroisierung deutlich: die Masseneroisierung, welche von der Obrigkeit vorangetrieben wurde. Neben Orden und Auszeichnungen wird diese Entwicklung am stärksten an der relativ kompromisslosen Öffnung der heroisch-militärischen Darstellung des Heldentodes und der namentlichen Ehrung der gefallenen Soldaten auf Gedenk- und Namenstafeln, in Predigten oder in Erinnerungsfeiern deutlich. Obwohl oder gerade weil sie für die Angehörigen, Überlebenden und auch für die Regierung ein Mittel der Sinnstiftung darstellte, barg die Heroisierung des Todes auch eine negative Konsequenz. Denn indem der einfache Tod auf dem Schlachtfeld, unabhängig von einer zuvor geäußerten patriotischen Gesinnung und ohne Notwendigkeit besonderer heroischer Todesumstände, im Laufe der Revolutions- und Befreiungskriege zum Heldentod erklärt wurde, riskierte die heroische Darstellung, obsolet zu werden. Denn die Heroisierung des Todes basiert nicht zuletzt auf der Individualisierung und Personalisierung des Sterbens – etwas, was dem Massensterben auf dem Kriegsschauplatz diametral entgegengesetzt ist (Kapitel 3). Die Versuche der Individualisierung des Heroischen in den Selbstzeugnissen, das Hervorheben der eigenen besonderen Taten oder auch die Erwähnung von Abenteuern und persönlichen Erlebnissen abseits der Masse des Heeres, selbst wenn diese auf den ersten Blick noch so nichtig und banal erscheinen mögen, können u. a. als Reaktion der Militärs auf diese inflationären Methoden der Heroisierung seitens der Obrigkeiten gewertet werden. Das gilt insbesondere für die Autoren, die ihre Erlebnisse aus der Retrospektive schrieben und das volle Ausmaß der Erinnerungskultur miterlebten. Hier ging es ihnen nicht nur darum, sich einen Platz im Kanon der Kriegshelden zu sichern, sondern diesen auch wiedererkennbar, erinnerungswürdig und als möglichst verdient zu gestalten. Das Schreiben der eigenen Memoiren oder Autobiographien selbst kann schon als Akt nicht nur der Selbstheroisierung, sondern auch der Individualisierung der eigenen heroischen Selbstdarstellung gelten.

Dem Prozess der Demokratisierung des Heroischen und der Öffnung der militärischen Heldenverehrung ist also ein ambivalenter, widersprüchlicher

Charakter inhärent, der die Heroisierung gerade von einfachen Militärs zu einer komplexen Konstruktionsarbeit mit erheblichen Herausforderungen und Unvereinbarkeiten werden lässt. Die Herausforderungen der Demokratisierung des Heroischen konnten im Lauf des 19. Jahrhundert jedoch nicht gelöst werden. Spätestens mit den Massenheeren des Ersten Weltkrieges und der Errichtung der *Tombe du Soldat inconnu* 1920 als Symbol der stellvertretenden Totenehrung aller gefallenen französischen Soldaten fand der Widerspruch der anonymen Heroisierung seinen Höhepunkt (Kapitel 3).

4. Funktionen und Wirkungen der militärischen Heroisierung

Heldenbilder, das haben die bisherigen Ausführungen gezeigt, sind keine wirkungslosen Symbolkonstrukte, welche sich ohne Sinn und Zweck in einer Gesellschaft herausbilden bzw. von bestimmten Akteuren dieser Gesellschaft konstruiert werden. Im Gegenteil, sie können aufgrund ihrer appellativen Wirkung und ihrer Vorbildhaftigkeit mehrere Funktionen erfüllen – und zwar für diverse Heldenmacher unterschiedlichster politischer, kultureller und ständischer Zugehörigkeit. Dies zeigt sich gerade auch bei den militärischen Heldenfiguren, welche sowohl von der Obrigkeit als auch von den Militärs selbst gezielt für verschiedenste Zwecke instrumentalisiert wurden.

Instrumentalisierung durch die Obrigkeit

Heroisierung und Heldenbilder erfüllen in Gesellschaften eine bedeutende Funktion: Sie bilden u. a. Vorbildfiguren, an denen festgemacht werden kann, welche Tugenden und Qualitäten in einer Gesellschaft oder Teilgesellschaft als erstrebens- und wünschenswert gesehen werden. Dementsprechend können sie als Muster für Norm- und Wertvorstellungen gelten, woraus sich wiederum zahlreiche Möglichkeiten der Instrumentalisierung ableiten lassen: Heldenbilder können beispielsweise gezielt als Leitfaden für konformes Verhalten genutzt werden, um so soziale Hierarchien und Ordnungen zu festigen. Daraus ergeben sich für Obrigkeiten vor allem zwei Handlungsfelder, für welche die Heroisierung von Militärs fruchtbar gemacht werden kann. Erstens, die Mobilisierung für den Krieg. Diese Untersuchung konnte zeigen, dass aufgrund des Bedürfnisses nach neuen Mobilisierungsstrategien für die Massenheere der *levée en masse* 1793 und allgemeinen Wehrpflicht 1813 neue heroisch-militärische Qualitäten eine Demokratisierung des Heroischen vorantrieben, die eben auch der Motivierung der Truppen für den Kampf dienen sollte. Dabei kamen unterschiedliche Methoden zum Tragen, wie beispielsweise die Aufwertung des Soldatenstandes durch Militärreformen, die offeneren Zugang zum Offizierskorps versprachen, und vor allem das Einführen von Ehrauszeichnungen und Medaillen, die unabhängig vom sozialen und militärischen Stand verliehen wurden. (Kapitel 2).

Eine andere Methode bestand in intensiven Propagandakampagnen, die entweder von der Regierung selbst oder von intellektuellen Patrioten geführt wurden und sich in Liedern, Pamphleten, Theaterstücken, Zeitungen und öffentlichen Feierlichkeiten wiederfanden. Hier wurden vor allem der Patriotismus und die Aufopferung fürs Vaterland als eine für die größere Bevölkerung zugängliche heroisch-militärische Qualität betont und gerade die Heroisierung des Todes von Soldaten bot für die Regierungen, ähnlich wie bei Verletzungen und Verwundungen, einfache Möglichkeiten der Instrumentalisierung, da der Heldentod nicht nur ein gewisses bewundernswertes und damit appellatives Element beinhaltet, sondern auch, weil Tote sich gegen die Heroisierung weder wehren noch sie durch zukünftiges Fehlverhalten zunichtemachen können. Die innere Haltung der Soldaten bildete in diesen Heroisierungen das Kernelement, das die Inkaufnahme des Todes auf dem Schlachtfeld als intentionale Handlung aufwertet. Dementsprechend wurde Militärs die entsprechende Gesinnung oftmals auch einfach posthum zugewiesen – egal, ob sich diese vor ihrem Ableben in irgendeiner Weise zu ihrer patriotischen Überzeugung oder ihrer Pflichtbereitschaft geäußert hatten. Die Instrumentalisierung des Todes von Militärs erlaubte es, ihr Opfer als bewussten Beitrag für die Aufrechterhaltung der Gemeinschaft sowie ihrer Norm- und Wertvorstellungen darzustellen, die so zugleich bestätigt und reproduziert wurden (Kapitel 3).

Doch nicht nur für aktuelle Kriege wurde die Heroisierung der Soldaten von Seiten der Obrigkeit instrumentalisiert, sondern gerade auch in der Erinnerungskultur der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Im Vorfeld des sich anbahnenden deutsch-französischen Konfliktes wurden auf deutscher (vor allem preußischer) Seite die Freiwilligenregimenter der Befreiungskriege als Vorbilder für die neuen Generationen herangezogen. In Schulbüchern und Literatur, die sich explizit auch an Kinder und Jugendliche richtete, sowie in Regimentsgeschichten, welche die neuen Rekruten zu lesen bekamen, wurden diese Helden der vorherigen Kriege als Vorbilder präsentiert, denen es in zukünftigen Kriegen nachzueifern galt. Dementsprechend wurde über die Heroisierung der Soldaten der vergangenen Kriege eine patriotische Erziehung der Jugend und Rekruten vorangetrieben, welche zugleich diese neuen Soldaten auf das Vaterland und die aktuelle Regierung einschwören sollte (Kapitel 2 und 4).

Die militärischen Heldenbilder konnten so als Ordnungsinstrument der Regierung fungieren, woran auch gleich das zweiten Handlungsfeld deutlich wird: die geschichtspolitische Umdeutung der Kriege in der Erinnerungskultur zur Herrschaftsstabilisierung, -legitimierung und staatlicher Integration. Am deutlichsten trat dies im Heldengedenken nach den Kriegen zutage, wo das Erinnern und die Totenehrungen ein zentrales Element der Sinnstiftung erfüllten. Sie erlaubten es, die erbrachten Opfer der Soldaten zu Gunsten der obrigkeitlichen Geschichtsbildung zu deuten, damit der Krieg und die Kriegsziele im Nachhinein als legitim gerechtfertigt werden konnten. Dieses Betreiben von *memory*

politics stützte sich zentral auf die Heroisierung der Gefallenen und Veteranen. In Preußen erfolgte das offizielle Gefallenengedenken unmittelbar in der direkten Nachkriegszeit durch das Aufstellen von Gedenktafeln und die Organisation von Feierlichkeiten, in denen die ehemaligen Kriegsteilnehmer und Toten explizit von der Obrigkeit als Helden dargestellt und geehrt wurden. Allerdings wurde diese Heroisierung zugleich auch auf den Monarchen ausgerichtet, indem im Heroisierungsprozess der Fokus auf die Pflichterfüllung für König und Vaterland gelegt wurde (Kapitel 2).

Auch andere deutsche Staaten griffen auf diese Verbindung zwischen Monarchie und Heroisierung der Soldaten und Gefallenen zurück, wenn auch einige Jahre oder gar Jahrzehnte später: So wurde in Bayern ein Denkmal für die Gefallenen des Russlandfeldzuges 1812 eingeweiht, doch wurde es nicht nur auf die bayerische Monarchie ausgerichtet, sondern auch in die historische Kontinuität der Befreiungskriege von 1813 eingeordnet – obwohl Bayern 1812 noch auf Seiten Napoleons gekämpft hatte. Diese (Um-)deutung der geschichtlichen Ereignisse zu einem pro-monarchischen Narrativ erlaubte es der Obrigkeit, über die Heroisierung der Militärs nicht nur eine „Eigengeschichte“ zu konstruieren, sondern auch einen linearen Geschichtsverlauf zu etablieren, welcher dem katastrophalen Feldzug von 1812 Legitimität verleihen sollte. Hier wurde die Heroisierung der Soldaten klar von der Obrigkeit instrumentalisiert, um die eigene Herrschaft zu stabilisieren, indem anhand der offiziellen Erinnerungspraktiken ein möglichst positives Licht auf die Monarchie und ihre Entscheidungen geworfen wurde (Kapitel 2).

Diese Praktiken lassen sich auch in Württemberg beobachten, wo der König eine an die Monarchie gebundene Denkmünze für die Militärs stiftete, die jedoch die Straffreiheit und den guten Leumund der Veteranen voraussetzte, so dass die Heroisierung und Ehrung der ehemaligen Kriegsteilnehmer durch einen von der Obrigkeit gelenkten Normierungsprozess begleitet wurde, welcher so indirekt auch einen bestimmten Verhaltenskodex und Tugendkanon etablierte (Kapitel 1).

Die Instrumentalisierung des Heroischen in der historischen Erinnerungspolitik der deutschen Staaten diente so auch dem Zwecke der Staatsintegration, denn gerade in den Zeiten des Vormärz bestand bei den Monarchien auch das Bedürfnis, die Erinnerung an die Napoleonischen Kriege in einen Traditionsstrang einzubinden, welcher auf die aktuellen politischen Erfordernisse zugeschnitten war. Die entsprechende Deutung der Ereignisse zugunsten der jeweiligen Monarchien und ihrer Herrscher erlaubte es, über die Heroisierung der Soldaten eine geschichtspolitische Konstruktion herzustellen, welche die Herrschaft des aktuellen Monarchen in den „Mythos“ der Befreiungskriege einband und so die Institutionalisierung und Integration der nach dem Krieg gewonnenen neuen Staatsgebiete vorantrieb. Denn die Integration der neuen Staatsgebiete funktionierte u. a. eben über die Schaffung einer geschichtlichen Traditionslinie, welche

durch die Heroisierung der Veteranen und Gefallenen stetig aktualisiert wurde und damit die Bestätigung der Herrschaft förderte. Die Heroisierung der Militärs bildete also ein Element im Anerkennungsprozess der Herrschaft und erhielt damit eine klar stabilisierende Funktion (Kapitel 2).

Die geschichtspolitische Konstruktionsleistung anhand von militärischen Heldenbildern und Heroisierungen von Soldaten fand jedoch nicht nur in deutschen Staaten statt, sondern auch in Frankreich – hier allerdings einige Jahrzehnte später. Gerade die restaurierte Monarchie der Bourbonen hatte sich um eine geschichtspolitische Umdeutung der rezenten Vergangenheit bemüht, die für die Herrschaftsstabilisierung und -legitimierung eine mögliche Trennung der Monarchie von der Französischen Revolution und dem Empire vorsah und damit auch eine Distanzierung von den heroischen Leistungen der Veteranen der Revolutions- und Napoleonischen Kriege verfolgte. Erst unter Louis-Philippe, welcher sich als Bürgerkönig präsentierte, griff die Obrigkeit mehr schlecht als recht wieder auf die Vergangenheit der Revolution und des Empire zurück, um die Herrschaft der Julimonarchie zu inszenieren. Auch die Heroisierung der Soldaten dieser Kriege spielte hierbei eine Rolle, wie sich beispielsweise an der Fertigstellung des *Arc de Triomphe* beobachten lässt. Doch war es vor allem Napoleon III., der sich – z. B. durch die Stiftung der Helenemedaille 1857 – explizit auf die Heroisierung der Veteranen der Revolution und Napoleons I. stützte, um so eine direkte Traditionslinie zu der ruhmreichen Vergangenheit seines Vorfahren zu ziehen und damit eine geschichtspolitische Legitimation seiner Regierung zu fördern. Dabei blieben die *volontaires* gerade für das republikanische und das demokratische Lager im gesamten 19. Jahrhundert ein bedeutender Bezugspunkt in ihren politisch-militärischen Artikulationen. Sie dienten als Gegenentwurf zu den als monarchisches Herrschaftsinstrument verstandenen stehenden Heeren und vor allem nach der Niederlage von Sedan im Deutsch-Französischen Krieg dienten sie den Aufständischen der Pariser Kommune als zentrales Leitbild einer bellizistischen Traditionslinie, die sich für die Fortsetzung des Konfliktes trotz der Absetzung des Kaisers heranziehen ließ. Dabei begegneten aber gerade konservative, katholische und bürgerliche Vertreter diesem Leitbild zuweilen mit Ablehnung, da sie es auch mit den Schrecken der *Terreur* und der Revolution von 1848 verbanden (Kapitel 1, 2, 3 und 4).

Destabilisierendes Potenzial

Diese Untersuchung konnte zeigen, dass die Heroisierung von Militärs nicht unbedingt nur eine stabilisierende Funktion erfüllte. Im Gegenteil, Heldenfiguren selbst liegt immer auch ein destabilisierendes, Ordnungen gefährdendes Element zu Grunde. Denn Heldenfiguren besitzen automatisch eine gewisse Autorität: Sei es durch ihre moralische Überlegenheit, ihre außergewöhnlichen Leistungen und Opfer, die sie für die Gesellschaft und das Allgemeinwohl erbrin-

gen oder die Tatsache, dass sie die gesellschaftlich erwünschten und anzustrebenden Werte und Tugenden verkörpern – sie stellen nicht nur ideale Vorbilder dar, sondern können aufgrund ihrer Qualitäten auch eine gewisse Handlungsmacht beanspruchen. Damit können sie zu Führungsfiguren werden, die in bestimmten Bereichen der Entscheidungsfindung oder aber auch bei (geschichtlichen) Deutungen und Interpretationen von Ereignissen und Begebenheiten eine privilegierte Stellung einnehmen. Dies kann dann problematisch für die Obrigkeit werden, wenn diese Heldenfiguren – und genau dies wurde mit der Demokratisierung des Heroischen seit der Mitte des 18. Jahrhunderts eben ermöglicht – aus niedrigen gesellschaftlichen Schichten stammen, da so die bestehende soziale Hierarchie und Ordnung in Frage gestellt werden kann. Damit wurde die Heroisierung von einfachen Soldaten für die Regierung zu einem zweischneidigen Schwert, weshalb sie darum bemüht war, das Heldengedenken und die Mobilisierung der Soldaten über eine Heroisierung am Patriotismus und dem Vaterland bzw. dem Monarchen und den Kriegszielen der Regierung festzumachen (Kapitel 1,2 und 3).

Wie sehr eine Herrschaftsinszenierung nämlich schief laufen konnte, wurde am Beispiel der *Retour des Cendres* deutlich, bei welcher die Julimonarchie versuchte, die Öffentlichkeit und auch die Veteranen der Napoleonischen Kriege größtenteils vom Rahmenprogramm auszuschließen, was im Endeffekt dazu führte, dass die offiziöse Symbol- und Erinnerungspolitik bei der Bevölkerung nicht gut ankam. Stattdessen wurden die uniformierten Veteranen, von denen einige Teil der Prozession waren, die meisten aber einfach in der Zuschauermenge standen, im Vergleich mit der Herrscherinszenierung der Öffentlichkeit als die wahren Helden der napoleonischen Erfahrung gefeiert. Damit untergrub die Heroisierung der Militärs durch die Presse den Versuch der Regierung, die napoleonische Erinnerung als Mittel zur geschichtspolitischen (Um-)deutung und Traditionsstiftung zu nutzen. Hier zeigte sich die destabilisierende Wirkung von Heldenbildern, welche die offiziöse geschichtspolitische Darstellung der Obrigkeit in Frage stellen oder gar konterkarieren konnte (Kapitel 2).

Diese Gefahr für die Obrigkeit wurde gerade auch durch die Selbstzeugnisse der Militärs und ihre dort betriebene Selbstheroisierung verstärkt. Gerade in einem politischen und sozialen Klima, in welchem die Regierungen die Kriegsheimkehrer finanziell wenig unterstützten, ein Großteil der Veteranen keine Pension erhielt und sie mit ihren Kriegsverletzungen und -traumata von der Politik alleingelassen wurden, kümmerten bzw. bemühten sich die Militärs selbst um die Anerkennung, die ihnen ihrer Meinung nach von der Gesellschaft und der Obrigkeit verwehrt blieb, doch allerdings zustand. Dies war gerade auch in Frankreich der Fall, wo die Bourbonenmonarchie eine Politik des *oubli officiel* fuhr und die Veteranen der Revolution und der Napoleonischen Kriege nicht nur ignorierte, sondern verdächtigte und aktiv verfolgte, so dass nicht zuletzt auch die Stimmung in der Bevölkerung gegenüber den Veteranen stark kippte. Die so

verwehrte Anerkennung und Dankbarkeit für ihre geleisteten Opfer und ihren Dienst fürs Vaterland forderten die Veteranen selbst ein, indem sie ihre eigene Heroisierung vorantrieben, sei es durch den selbstständigen Zusammenschluss von Veteranenvereinen, die Organisation von Gedenkfeiern und die eigene Stiftung von Denkmälern oder aber durch das Verfassen und Veröffentlichen ihrer Memoiren, Autobiographien und Tagebücher. Denn in letzteren konnten sie ihre Kriegserfahrungen präsentieren und somit dem Publikum gezielt ins Gedächtnis rufen, welche Leistungen und Opfer sie für das Vaterland und die Bevölkerung erbracht hatten (Kapitel 1, 2 und 3).

Doch gerade diese Heroisierung barg für die Obrigkeit auch das größte destabilisierende Potenzial, da die darüber erfolgten Darstellungen der Ereignisse dem offiziellen geschichtspolitischen Narrativ widersprechen konnten. Dies war vor allem der Fall für die heroische Selbstdarstellung über die Qualität der Opferbereitschaft und das Narrativ des militärischen Martyriums. Diese heroisch-militärischen (Selbst-)Darstellungen, welche noch bei der Kriegsmobilisierung für die Regierungen eine positive Funktion innegehabt hatten, bargen in der Nachkriegszeit ein deutliches Spannungspotenzial, da sie das Narrativ des stoisch-heroischen Soldaten, auf welchem die Repräsentation des Krieges als wichtiges und notwendiges Element der Nationsbildung ruhte, untergruben. Gleichzeitig konnten die Autoren der Selbstzeugnisse andere, den offiziellen Leitbildern entgegengesetzte und sogar subversive Elemente enthaltende heroische Deutungsmuster – wie beispielsweise das des militärischen Ungehorsams im Falle eines übergeordneten, heroisch anmutenden Zieles – entwickeln und an die Öffentlichkeit herantragen (Kapitel 1). Aufgrund nicht nur der appellativen Wirkung von Heldenbildern, sondern auch, weil die Kriegsteilnahme den Veteranen einen profunden und privilegierten Wissensschatz verlieh, konnten sich die Autoren der Selbstzeugnisse auf dem Gebiet der Kriegserinnerung und -deutung als Autoritäten etablieren, deren heroische Deutungsmuster eine zu beachtende Gültigkeit besaßen. Gerade dann, wenn die Militärs in ihren Selbstzeugnissen den schlechten Umgang mit den Veteranen kritisierten und ihre Darstellungen als eine der Wahrheit entsprechende Reaktion auf die bisher verfälschte Erinnerung präsentierten, stellten sie die Erinnerungskultur der Obrigkeit direkt und offen in Frage. Ihre eigene (Selbst-)Heroisierung diente als Bekräftigung der Gültigkeit ihrer Aussagen und als Legitimierung der Ablehnung bzw. der Gegendarstellung zu den offiziellen geschichtspolitischen Narrativen. Welches destabilisierende Potenzial davon ausgehen konnte, zeigen die Reaktionen der Regierungen, welche in den spannungsgeladenen Zeiten des Vormärz weitere Gesuche für die Aufstellung von militärischen Denkmälern ablehnten oder die Gründung von weiteren Veteranenvereinen verboten (Kapitel 1, 2 und 3).

In dieser Studie konnte gezeigt werden, wie der Wandel und die Demokratisierung des militärischen Heldentums von der Mitte des 18. bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts nicht nur die Selbstdarstellungen der Militärs beeinflussten, son-

dern auch eine essentielle Rolle bei der Darstellung von Kriegserfahrungen und Kriegserinnerungen einnahmen. Dadurch werden die Erfahrungsberichte selbst von desillusionierten Soldaten und Offizieren in ein neues Licht gerückt und lassen sich nicht mehr nur als reine Opfernarrative (im Sinne von *victim*) lesen, in welchen die Soldaten als wehrlose Spielfiguren der kriegsführenden Obrigkeit interpretiert werden. Damit unterstützen die Ergebnisse dieser Untersuchung die Befunde der neuen militärgeschichtlichen Forschung wie beispielsweise von Yuval Harari oder Ilya Berkovich, die selbst den einfachen Soldaten seit dem 18. Jahrhundert eine starke Agency in Bezug auf die Deutung ihrer Erlebnisse zuschreiben. Dabei konnte hier noch einmal genauer gezeigt werden, in welchen Deutungsmustern sich diese Agency genau widerspiegelt und an welchen sie sich festmacht: und zwar an den Deutungsmustern des Militärisch-Heroischen. Im Gegensatz zu früheren Forschungsarbeiten wurden die genauen Eigenschaften und Inhalte der heroisch-militärischen Deutungsmuster der Militärs klar herausgearbeitet, beschrieben und analysiert. So konnte vor allem deutlich gemacht werden, dass die Öffnung der heroischen Darstellung für einfache Soldaten nicht erst, wie oftmals in der Forschung angenommen, im 19. Jahrhundert bzw. in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhundert ansetzte, sondern schon deutlich früher und dass diese Entwicklung nicht nur von den Obrigkeiten, sondern von den Militärs selbst durch das Verfassen und Veröffentlichen von Selbstzeugnissen vorangetrieben wurde – selbst wenn die Etablierung der militärischen Heldenbilder in der *longue durée* durch ein stetiges, gegenseitiges Wechselspiel zwischen Heroisierungsprozessen der Obrigkeit und den heroisch-militärischen Interpretamenten der Soldaten und Offiziere bestimmt wurde.

Durch die systematische Analyse der heroischen Eigenschaften der militärischen Leitbilder in den Selbstzeugnissen konnte zudem herausgearbeitet werden, *wie* (durch das Herauskristallisierung neuer militärischer Heldenqualitäten) und *warum* (aufgrund von kulturellen und politischen Entwicklungen, welche die Zugänglichkeit zu diesen heroischen Eigenschaften ermöglichten) diese Demokratisierung des Heroischen genau stattfinden konnte. Dementsprechend wurde auch deutlich, warum sich das 19. Jahrhundert anschließend als ein „Zeitalter der Helden“ etablieren konnte bzw. warum das militärische Heldentum zu einer solch wichtigen Projektionsfläche für diverse gesellschaftliche Stände und Schichten werden konnte: Die Demokratisierung des Heroischen, welche in diversen Aushandlungsprozessen von den Militärs selbst unterstützt wurde, reflektiert den gesellschaftlichen, politischen und kulturellen Wandel des Untersuchungszeitraums und die Heldenbilder boten die Möglichkeit, die daraus entstandenen Ansprüche und Selbstverständnisse unterschiedlichster sozialer und ständischer Akteursgruppen auszudrücken.

Allerdings zeigen sich hier auch die Grenzen dieser Untersuchung: Da diese Arbeit sich vor allem auf Selbstzeugnisse stützt – u. a. auch auf unveröffentlichte, spricht also nur für ein kleines Publikum zugängliche Schriften – konnte nicht

immer nachgezeichnet werden, wie die Selbstzeugnisse und die darin enthaltenen Strategien und Narrative der (Selbst-)Heroisierung von der Leserschaft angenommen und rezipiert wurden. Die Reaktionen der Öffentlichkeit auf die Selbstzeugnisse konnten höchstens indirekt nachgezeichnet werden: Durch die Vorworte der Herausgeber, die vom Interesse der Öffentlichkeit berichteten oder das Schriftstück selbst zu einer für den zeitgenössischen Kontext relevanten Informationsquelle deklarierten, durch den boomenden Literaturmarkt für solche Zeugnisse, welcher als Hinweis auf die Nachfrage nach den Selbstzeugnissen gedeutet werden kann, durch die Auflagenzahl der veröffentlichten Selbstzeugnisse, welche ebenfalls als Belege für Nachfrage und Interesse des Publikums gesehen werden können, durch die (oftmals) restriktiven Reaktionen der Obrigkeiten auf die Versuche der Selbstheroisierung durch Veteranen oder aber durch vereinzelte Anmerkungen der Autoren selbst bzw. ihre narrativen Strategien, mit denen sie die Inhalte ihrer Selbstzeugnisse auf den (vorausgesetzten) Geschmack des Publikums zuschnitten. Doch zeugen diese Reaktionen nicht unbedingt immer hundertprozentig von Akzeptanz. Viel eher kann auf eine allgemeine Wahrnehmung und eine prominente Stellung der Selbstzeugnisse bzw. der Heroisierungen der Militärs in der Öffentlichkeit geschlossen werden. Eine genaue, detaillierte Stellungnahme zu den präsentierten heroischen Leitbildern oder eine Diskussion dieser Leitbilder, wie sie z. B. Neil Ramsay für die britischen Memoiren anhand von Leserbriefen oder Buchbesprechungen in Zeitungen geleistet hat, könnte hier weiterführende Erkenntnisse über die genaue Rezeption der durch die Soldaten und Offiziere evozierten heroischen Darstellungen und Heldenbilder durch die breite Öffentlichkeit liefern. Auch lohnt sich ein Blick auf andere Konfliktparteien in den hier untersuchten Kriegen – so z. B. Großbritannien –, um zu untersuchen, wie sich diese Entwicklung der militärischen Heldenbilder und die Demokratisierung des Heroischen in Ländern mit anderen politischen Systemen und kulturellen Hintergründen darstellt. Daneben scheint ebenfalls eine genauere Untersuchung von nichteuropäischen Kriegsschauplätzen interessant, da die Konfrontation mit indigenen bzw. nichteuropäischen Gegnern andere Narrative der heroischen Selbstdarstellung sowie unterschiedliche Funktionen der (Selbst-)Heroisierung vermuten lassen. Diese Studie bietet hier eine theoretische Grundlage, an welche solche Forschungsvorhaben anknüpfen können.